

# Der Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. \* Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

## Der stille Weg.

(6. Fortsetzung.)

Roman von Richard Skowronnek.

Als Henner von Sacrow mittags vom Dienst nach Hause kam, stand auf dem Tisch seiner Wohnstube ein zierliches Pastörchen mit frischen Waldbeeren, an dessen Henkel ein ziemlich dicker Brief mit blaueisernen Band befestigt war. „Kutscher aus Duesendorf 'at gebracht,“ rapportierte der aus dem tiefsten Masuren stammende Jäger Dhotny, „um Antwort nich wär nöttich.“ Aber die Meldung war überflüssig, denn Henner hatte schon an dem in der linken Ecke des Umschlags eingepreßten Wappen erkannt, woher die Sendung gekommen war. Da sagte er ärgerlich etwas zwischen den zusammengebissenen Zähnen, das wie „in Frieden lassen“ und „doch schon leidlich zurechtgefunden“ klang, und ließ sich von dem tüchtigen Dhotny erst mal die langen Stiefel von den Füßen ziehen, ehe er daran ging, nachzusehen, was man ihm von Duesendorf aus noch zu sagen hatte. Der Vormittag war heiß gewesen, das Besichtigungsfieber raßte, und der Kommandeur hatte das Bataillon mit eingetretenen Hauptleuten über die Malbeiner Heide gejagt, daß Offizieren und Mannschaften der graue Staub fingerdick auf den grünen Röcken lag und Mund und Augen verklebte; „Lor gebaden“ bis zum Überdies, „Vordermann, Vordermann!“ geschrien bis zum Verlagern der heiseren Stimme, und wieder einmal hatte die zweite Kompanie am allerschlechtesten abgeschnitten. „Herr Oberleutnant von Sacrow, bitte, drehen Sie sich mal gefälligst um und sehen Sie selbst, wie Ihre Kompanie steht. Ein trummies Hübenfeld ist ein Schachbrett dagegen . . . und verlassen Sie sich d'rauf, wenn mir der Herr Inspekteur den Weg zum nächsten Hutladen zeigt, dann nehm ich Sie unter den Arm: Sehr wohl, Erzellenz, aber der Herr Oberleutnant von Sacrow muß mit!“ Als er aber nach dem empfangenen Befehl sich umwandte, sah er in den unter der dicken Staubfruste blänternen Augen seiner grünen Zungen ein Aufleuchten des heimlichen Einverständnisses: Laß ihn nur schimpfen, den „Alten“, wir, die wir uns verschworen haben, wissen ja Bescheid. Und wieder füllte die halb traurige, halb fröhliche Zuversicht sein Herz, es wird kommen, wie du dir ausgedacht hast: in wenig Tagen werden zwischen dir und der Rotblonden Hunderte von Meilen liegen. Also sollten die Duesendorfer ihn doch zufrieden lassen; was wußten die denn von den Kämpfen, die es gekostet hatte, sich leidlich wieder zurechtzufinden, von jenen ersten Tagen nach dem Abschied im Park, in denen er herumgegangen war wie in einem einzigen Fieber

der Sehnsucht, bis er auf das Ausfuhrmittel verfallen war, sich so viel Dienst aufzubürden, daß er kaum noch aus der Kaserne herauskam. Vom frühen Morgen bis zum Mittag der Exerzierplatz, an den Nachmittagen aber stundenlange Appells, bei denen Stück für Stück der Mannschaftsausrüstung gemustert wurde, endlose Besichtigungen in der kampfergehwängerten Atmosphäre der Kompagniekammern, kaum, daß man Zeit fand, die brave Bessie, die vormittags im Stall gestanden hatte, ein paar Kilometer im scharfen Trab über den weichen Sommerweg der Chaussee zu treiben und selbst ein bißchen frische Luft zu schnappen. Und jedesmal am Meilenstein, von dem aus hinter der Waldecke der hohe Turm von Duesendorf zu sehen war, ein ordentlicher Kampf mit sich selbst und dem dummen Tier, das durchaus auf den altgewohnten Weg abbiegen wollte und es nicht zu begreifen schien, weshalb sein Herr an dieser Stelle nach einem kurzen Halt immer kehrt machte, statt wie früher nach links zu reiten. Des Abends aber ein kurzer Dämmerchoppen im Kreis der Kameraden und gegen zehn Uhr müde und abgäschert ins Bett, denn der nächste Tag mit seinen fünfzehn Stunden Dienst fing schon um vier Uhr in der Frühe an. Höchstens noch vorm Zufallen der Augen ein leidlich zufriedenes Gefühl: gut so und recht so! Alles blindlings auf den einen Tag geseht, und nur nicht grübeln und denken . . .

Henner hatte sich erst von Kopf bis zu Fuß umgezogen, stand schon in Mütze und Überrock bereit, um ins Kasino zum Mittagstisch zu gehen, als er sich endlich entschloß, den Brief zu öffnen, am liebsten hätte er ihn samt dem Erdbeerförschen in den Schrank gesperrt bis zum Tag nach der Besichtigung.

Was Frau von Duesendorf ihm schreiben würde, konnte er sich ja ungefähr denken. Scherzhaft gefasste, aber um so ernster gemeinte Vorwürfe wegen seines plötzlichen Fernbleibens, vielleicht auch eine kühle Mahnung, aus Rücksicht auf die bösen Mäuler der Nachbarschaft im engeren und weiteren Kreis wenigstens noch eine Weile lang so tun, als ob man in Duesendorf stets nur ganz freundschaftlich verkehrt hätte, ohne jede bestimmte Nebenabsicht — lauter Dinge, die er sich längst schon selbst gesagt hatte, ganz vernünftige Erwägungen, nach denen er vielleicht auch gehandelt hätte, wenn sein so hart erkämpfter Entschluß, mit dieser „sommerlichen Episode“ ein Ende zu machen, nur auf ein wenig festeren Beinen gestanden hätte! Gewiß gab es ein ärgerliches Gerede, wenn er seine so intensiv gepflegten Beziehungen zum Duesendorfer Haus

mit einem so jähen Ruck abbrach. Aber er konnte sich doch schließlich nicht auf den Marktplatz stellen und durch den Ortsdiener ausklingeln lassen, daß in diesem Fall die Vorsicht wirklich der bessere Teil des Mutes war? Daß er im Allerinnersten seiner tapferen Soldatenbrust die böse Angst hatte, all seine stolzen Entschlüsse würden wie Spreu im Wind zerfliegen, wenn er noch einmal für ein paar kurze Stunden in die gefährliche Nähe der Rotblonden und in den Bannkreis ihrer dunklen Augen geraten müßte. Und daß also in diesem Fall wirklich nur ein Sieg im Rückzugsgefecht möglich wäre . . .

Nach den ersten paar Zeilen jedoch atmete er erleichtert auf. Gott sei Dank, die lebenswürdige Einladung war unter Hinweis auf die am nächsten Tag stattfindende Besichtigung abzulehnen, und für die angeblich selbstgepflückten Erdbeeren konnte man sich mit einem Rosenstrauch revanchieren und der Bemerkung, daß man sich nach diesen „anmutigen Kindern Floras“ ungefähr ebenso oft gebückt hätte wie die holde Spenderin des Körbchens nach den roten Erdbeeren . . . zu töricht eigentlich, ihm einreden zu wollen, Alir Brahlstorff würde sich für ihn auch nur ein einziges Fleckchen an die schneeweißen Fingerchen machen . . .

Aber was, zum Teufel, ging ihn denn eigentlich dieser Herr — wie hieß er doch gleich? — ja richtig, August Schmiele an, der angeblich Heinrichswalde kaufen wollte? Und weshalb in aller Welt schrieb ihm Frau von Duesendorf über diese höchst gleichgültige Persönlichkeit einen so breiten Sermon, fast drei Seiten voll? . . .

Der brave Dhotny mit seinem gutmütigen Masurengesicht trat ins Zimmer, stand stramm mit den Händen an der Hosennaht: „err Oberleutnant und jetzt 'öchste Zeit zu Mittag. Swonik, wollt ich sagen, Kirchentum hat schon geläutet, und 'err Oberleutnant werden wieder bezallen miessen weggen Verspättung zwanzig Fenik . . .“

„Echer' dich raus,“ schrie ihn Henner an, „und ich esse heut nicht im Kasino!“

Der brave Dhotny machte mit verdütem Gesicht kehrt, denn ein so unverdienter Anschauzer war ihm schon seit langen Monaten nicht mehr widerfahren; sein Herr aber ließ sich schwer in den nächsten Stuhl fallen und sah sich wie hilflos im Zimmer um. Mechanisch wanderten seine Blicke an den Wänden entlang, über die zahllosen Rehgehörne, die Sportbilder und Niedingerischen Stiche, die Silbertrophäen aus siegreich gerittenen Rennen; ganz blöde und verschlagen war ihm zumute, keinen klaren Gedanken im Kopf, nur allerhand zusammenhanglose Bilder, in deren Mittelpunkt die Rotblonde stand, nach der jetzt ein anderer die begehrlische Hand ausstreckte. Zuerst ein dumpfes Wehegefühl danach, dann aber, ganz jäh einsetzend, eine rasende Eifersucht, die ihn von Kopf bis zu Füßen schüttelte und rote Nebel vor seine Augen rief. Der Pfeil aus Duesendorf hatte gesehnen, Henner hatte mit einem Male begriffen, daß in diesem anscheinend so humoristischen Brief die ernsthaftesten Dinge zwischen den Zeilen zu lesen waren!

Die Familie des Oberleutnants Hartung saß beim Mittagessen, Frau Annemarie war gerade dabei, ihrem Ältesten die Notwendigkeit des Suppeessens mit schlagenden Gründen zu demonstrieren, als der Jäger mit der Meldung das Zimmer betrat: „Der Herr Oberleutnant von Sacrow lassen fragen, ob die gnädige Frau und der Herr Oberleutnant . . .“

„Schon gut und geschenkt“, unterbrach ihn der Hausherr, stand auf, ohne die Serviette aus dem Kragen der Litewka zu haken, und trat in die zum Vorplatz führende Tür. „Guten Tag, Henner, und seit wann so förmlich? Komm rein und is mit, wenn du Hunger hast!“ Und Frau Annemarie rief lachend hinüber: „Ja, und Sie treffen's ausgezeichnet, Dickbohnen mit durchwachsenem Speck! Ich machte mir schon Vorwürfe, daß ich vergessen hatte, Ihnen durch meinen regierenden Gatten sagen zu lassen, daß bei uns heute Ihr Leibgericht . . .“ Sie brach ab und sah ihn betroffen an — „Ja aber, was ist Ihnen

denn, Henner? Hat Ihr Kompagniechef sich vielleicht gemeldet, drei Tage vor der Besichtigung?“

Henner zwang sich zu einem Lächeln. „Gott sei Dank nein, er ist leider dem je, seit der Kommandeur ihm bei einer Krankenvisite erzählt hat, wie er über den ‚gerade gemechanten‘ Parademausch der Zweiten denkt!“

„Na denn Duesendorf?“ forschte Frau Annemarie weiter. „Ja, aber erst nach Tisch“, sagte Henner und ließ sich neben seinem Busenfreund Wolff nieder, den sein Eintritt dem letzten Beweismittel seiner Frau Mama errettet hatte und fing an zu essen wie ein Soldat, der einen reichlich gemessenen Vormittag voll Dienst hinter sich hatte. Und man führte gleichgültige Gespräche, bis die bei Tisch aufwartende Babett den Herren den Kaffee gebracht — einen Extralugubessen Anordnung bei wähernder Tafel selbst dem „regierende Gatten“ entgangen war — und mit den beiden Kleinen das Zimmer verlassen hatte. Da erst beugte Frau Annemarie sich vor und legte Henner die kleine Hand auf den Arm. „Na also, jetzt schütten Sie endlich Ihr Herz aus, lieber Freund und was hat es denn gegeben?“

„Da, lesen Sie mal erst, Frau Annemarie, ehe weiter reden“, und er griff in den Armlaufsack sein Überrockes, reichte ihr den Duesendorfer Brief hinüber. Der Hausherr aber zuckte mit den Achseln. „Ach so, deswegen die Aufregung? Die Einladung zu übermorgen haben wir auch gekriegt, und du wirst sie natürlich ebenso wie wir ablehnen: ‚Zu viel Dienst, gnädigste Frau, und ergebend dankend Hildebrand.‘ Im übrigen aber hatte ich seit acht Tagen immer angenommen, du hättest mit dieser Duesendorfer Angelegenheit endgültig Schluß gemacht?“

„Mir ist so, Franz, als sollte sie jetzt erst recht losgehen. Oder sie war überhaupt nie zu Ende, ist jetzt nur in ein neues Stadium getreten, ein Stadium, in dem jedes vernünftige Denken aufhört, nichts als einen Knüppel in die Faust und dem Kerl, wenn er kommt, entgegenreiten, um ihm . . . nicht ist gut!“ Henner brach ab, warf sich im Stuhl zurück und startete mit zusammengebissenen Zähnen zur Decke. Der Hausherr aber sagte begütigend: „Na, na, man immer pomaly u die jungen Pferde“, und trat hinter den Stuhl seiner Gattin um zur Vereinfachung des Verfahrens den unheilvollen Brief mit ihr zugleich zu lesen. Als Frau Annemarie die rechte Seite umgewendet hatte, sagte er halblaut: „Ah, pfui Dewel vor sich hin und trat zum offenen Fenster hinüber, um seine strohgelbe Sechspennigzigare anzustechen, deren Gegenwart der Gattin nur unter Anwendung besonderer Vorsichtsmaßregeln gestattet war. „Willst auch eine, Henner? Aber mühtest dich schon neben mich ans offene Fenster stellen . . .“

„Nein, danke, Franzel. Aber wenn die verehrte Gnädigste es gestattet, drehe ich mir eine Zigarette“, und er holte die wappengeschmückte Dose mit dem goldgelben, duftenden Tabak aus der Tasche, fertigte mit geübter Hand eine Zigarette. Aber er den ersten vollen Zug bis tief in die Lungen hinunter getan hatte und den bläulichen Rauch zwischen den halboffenen Zähnen wieder ausströmen ließ, wandte er sich zu der Hausfrau, die noch immer mit nachdenklichem Gesicht den Brief sah: „Nun und, Frau Annemarie?“

„Ja, lieber Henner, schwer zu sagen. Das kann ein endgültige Ablage sein oder aber auch die Mahnung: wenn du nicht endlich sprichst, dann kann ich nicht länger auf dich warten. Ich aber möchte Ihnen zum erstenmal keinen positiven Rat geben, denn ich fürchte, ich könnte in diesem Fall nicht unparteiisch genug sein. Wenn man nämlich will, kann man aus dem Brief etwas wie ein Versprechen herauslesen, all hand gute Vorsätze aber — nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Henner, ich vermag nach dem Besuch damals nicht recht mehr daran zu glauben!“

„Übelnehmen, Frau Annemie?“ Er lachte bitter. „Ich glaube ja selbst nicht daran!“ Der Hausherr aber trat näher, nachdem er seine Zigarre vorsorglich auf dem Fensterbrett deponiert hatte. „Einen Augenblick, Henner, ehe

weiter schimpft Entsinnt du dich vielleicht noch, daß meine Annemarie vor einigen Wochen hier nebenan und spät abends eine gar rührsame Geschichte erzählte von unserer äußerlichen und innerlichen Umwandlung?

„D ja, gewiß, selbstverständlich . . .“

„Na, dann gestatte noch eine kleine, lehrreiche Ergänzung! Nämlich bei der Erzählung damals war ein sehr wichtiger Faktor etwas

stiefmütterlich bedacht worden: ich, der Oberleutnant Hartung, Sprecher dieses. Also da möchte ich denn doch hinzufügen, all das, was jetzt scharmante Wirklichkeit ist nach dem Verlust unseres Vermögens, wäre in der Idee stecken geblieben, ich wär jetzt schon längst Weinreisender, Versicherungsagent oder dergleichen, wenn ich nicht so ein unbekümmerter Kerl gewesen wäre, der — ich will mal jetzt ganz offen sein — im Allerinnersten eigentlich froh war, daß dieser angeheiratete Luxus aufhörte. Schmecte mir ja alles ganz gut, die dicken Zigarren und Schloßabzüge, ich freute mich kindisch, als mir meine Annemie zur ersten Weihnacht eine Flinte schenkte, von der ich früher nicht zu träumen gewagt hätte — die Leuc-Greener, weißt du,

und sie steht ja jetzt noch drüben in meinem Gewehrschrank, frist jährlich die Zinsen von tausend Mark — ja, aber es kostete mich auch nicht das geringste Opfer, auf all den Kram zu verzichten, als damals, beim, der Brief kam: Minus zweimalhundertzwanzigtausend Mark! Na schön, sagte ich, jetzt kannst du deiner Holden nachträglich beweisen, daß du sie wirklich aus Liebe geheiratet hast, nicht aber um der schönen Zehnen willen, und daß es, wie sie da unten im Elfaß sagen, la vraie vérité war, wenn du nach einem opulenten Diner bei irgend einem der flozig wohlhabenden Dragoner sagtest: „Du, Annemarie, ein Kotelett, aber mit dir allein, wäre mir lieber gewesen!“

„Na, das war doch selbstverständlich“, warf Frau Annemarie ein.

„Ah bitte, doch nicht so ganz“, erwiderte der Hausherr, und zu Henner gewandt, fuhr er fort: „Also sieh, meine Frau hat damals gesagt, sie hätte u. a. auch ganz glatt die Köchin gestrichen, als einen der überflüssigen Luxusgegenstände. Weißt du aber, was das für unheimen bedeutet, der doch

selbst als Junggefelte im Kasino immer ganz leidlich gegessen hatte? Und der jetzt als Versuchskaninchen dienen mußte, bis die Gattin endlich die richtige Form des vorhin erwähnten Koteletts herausgekriegt hatte? Ihr zuckt mit den Achseln! Aber hast du, Henner, denn eine Ahnung, welche Entwicklungsstadien so ein Kotelett, oder sagen wir meinetwegen, eine Hammelkeule, bis zur Vollendung durchmachen kann? Vom Giesstimbachen, mit dem Simson die Philister schlug, angefangen, bis zu dem saftgeschwellten, safttropfenden Stück, bei dessen Anblick du sagst: Weißt du, Annemie, zu der andern Hälfte machst du morgen Salzkartoffeln mit Zwiebelsauce und reichlichem Kümmel . . . ah, Brüderchen, das ist ein langer Weg, und den soll mir ein



Chrysanthemem.

Gemälde von G. Schachinger.

anderer mal erst nachmachen!“

„Na bitte, jetzt aber endlich die Nutzenanwendung!“ sagte Henner, der bei dieser drastischen Darstellung unwillkürlich hatte lächeln müssen.

„Wart's nur ab,“ sagte der Hausherr, „die kommt noch. Das eben war nur eine Aktivlegitimation für das folgende! Also du beschwerst dich bitter, die Komtesse Prahlstorff zeige nicht die geringste Neigung, sich nach der Decke einer farbigen Leutnantsehe zu strecken, na und da frage ich dich jetzt: Wo sind deine Einschränkungen? Wie ich sehe, rauchst du den teuren Prince of Wales-Tabak, von dem jede einzelne Zigarette etwa zwanzig Pfennige kostet, ruhig weiter!“

Henner zuckte mit den Achseln. „Solche Unbeträchtlichkeiten! Und, so lange ich nicht weiß, woran ich bin, weshalb soll ich mir da unnütze Opfer auferlegen?“

„Unbeträchtlichkeiten und unnütze Opfer? . . . Siehst du, mein Junge, das war das richtige Wort!“ Und der Oberleutnant Hartung reckte seine gedrungene Figur in die Höhe.

„Also Unbeträchtlichkeiten gibt es überhaupt nicht, wenn man dem andern seinen ernstesten Willen zeigen will, und unnütze Opfer? Ja, mein Junge, wie anders würde die ganze Choſe aussehen, wenn du zu Alir Prahlstorff sagen könntest: Gnädige Komteſ, ich hege nicht nur allerhand sparſame Vorſätze, ſondern ich habe auch ſchon, ſeit ich weiß, daß ich ohne Sie nicht leben kann, mir alles abgewöhnt, was auch nur ein bißchen nach überflüſſigem Luxus ſchmeckte. Die beiden Gäule ſind verkauft, dreitauſend Mark plus gemacht auf meine Läpperschulden, mittags und abends trink ich je ein Gläschen Malbeiner Bier, wie unſere ‚Spartaner‘, die unbefümmert mit fünfzig Mark Zulage auskommen, verleiſ mir die teuern Zigaretten e tutti quanti und zahle feſte an dem Neſt meiner Schulden, damit wir unſere Wiſchſchaft, unbefümmert um alle Kleinſewer Dnkels, aus eigenem und mit einem reinen Fiſch anfangen können. Siehſt du, Henner, wenn du das getan hätteſt, dann könntest du heute herkommen und ſchimpfen, ich aber würde neben dir ſtehen und ſagen: 's iſt recht, und kein Wort zu hart für ſo ein verwöhntes, keines handfeſten Entſchlusses fähiges Frauenzimmer!“

Henner lachte bitter auf. „Warum haſt du mir das nicht vor Wochen geſagt, Franz? Vielleicht wäre dann manches anders geworden!“ Und mit einem Aufatmen fügte er hinzu: „Aber vielleicht iſt's noch nicht zu ſpät!“ Frau Annemarie aber ſagte eifrig: „Ja, ganz recht, und ich an Ihrer Stelle würde noch heute abend nach Dweſendorf reiten. Mein Gott, ich kann mich ja auch irren, wie ſoll man denn nach einer kurzen Viertelſtunde einen Menſchen beurteilen?“ . . . Und ſo ſprach ſie noch eine ganze Weile lang tröſtliche Worte, an die ſie ſelbſt im Innerſten nicht glaubte, und nur, weil ſie ein plötzliches Bangen überkommen hatte vor dem troſtloſen Geſicht da drüben, in dem die blauen Augen mit einem ſeltſam hohlen Feuer leuchteten . . . Der Hausherr aber war auf und ab gegangen, hatte das glattrasierte Kinn nach ſeiner Gewohnheit in der Hand geſcheuert, als überlegte er, ob's nicht doch irgend eine Hilfe, einen Mittelweg gäbe. Dann aber blieb er ſtehen und hob den kurzgeſchorenen Kopf. „Nein, Henner, und laß es. Käm' ja doch nichts Geſcheites dabei heraus, denn Entſchlüſſe, die nicht aus Eigenem gewachſen, ſind für die Kaß, welken beim erſten kalten Wind. Und ich hab' dir das eben ja auch nicht geſagt, um euch zuzubringen; im Gegenteil, an die Komteſ Prahlstorff glaube ich noch weniger! Zu altes Blut, ihr beide, zu lange in ererbtem Wohlſtand aufgewachſen, zu lange ohne jede Sorge um den Erwerb, als daß ihr euer Angeborenes und Anerzogenes mit einem Ruck hinter euch werfen könntet. Tauſend ſpitze Steinchen auf dem langen Weg, an denen ihr euch die Füße wund ſtoßt, weil ihr — um mich ganz trivial auszudrücken — von euren Vorſahren her keine derben, doppelſohligen Stiebel auf den Weg gekriegt habt. Eure Entwicklung iſt eben nach einer andern Richtung gegangen, tauſend ſcharmante Eigenſchaften habt ihr vielleicht . . . Die Komteſ Prahlstorff iſt ſicherlich das Ideal einer geiſtvollen, gaſtfreien und amüſanten Schloßherrin; du der geborene Truppenführer, liſtenreich und großzügig, der Hunderttauſende vielleicht ebenſo zu einem ſchlagfertigen Inſtrument in ſeiner Hand zu verſammeln verſteht wie eine kleine Kompanie — aber entſaltan müßt ihr euch können nach der Richtung eurer Mitgift hin, ohne Gewichte an Füßen und Flügeln. Und ein ſeltſames, zweckwidriges und faſt höhnliches Spiel der Natur ſcheint es mir, euch beide zuzubringen und über einen Weg zu ſchicken, auf dem ihr erlahmen müßt, weil ſich's mit ungeübten Füßen nicht marſchieren läßt . . . alſo, ſei vernünftig, Henner, gib auf, was ſich nicht zwingen läßt!“

Frau Annemarie hob, ein wenig gekränkt, den zierlichen Kopf mit der ſchweren Haarkrone. „Na, erlaube mal, Franz! Die Komteſ Prahlstorff iſt doch nicht aus Marzipan oder etwa ‚Die Prinzessin auf der Erbſe‘ aus dem Märchen! Und, was mir nicht ſchwer gefallen iſt, wird ſie doch wohl auch fertig bringen?“

Der Oberleutnant Hartung ſchlug ärgerlich die Hände auf dem Rücken zuſammen. „Ihr habt mich nicht verſtanden, ihr beide! Du ſtammt aus einem alten Kaufmannsgeschlecht in dem bei allem erworbenen Reichtum immer noch ſcharf gerechnet wurde, die Komteſ aber . . . na alſo, ihr verſtorbener Vater hat achtundzwanzigtauſend Morgen ſo gründlich durchgebracht, daß ſeiner Tochter nicht einmal mehr die drei Hände voll Erde gehörten, die ſie ihm in die Grube nachwarf. Daß Henners Vorſahren aber ſich durch beſondere Sparſamkeit ausgezeichnet hätten, wird er ſelbſt nicht behaupten . . . na, und Minus mal Minus gibt nur in der Arithmetik Plus, niemals aber im wirklichen Leben. Aber, um endlich auf des Büdels Kern zu kommen, was frömmt es, daß wir hier mit Wenn und Aber theoretiſieren, in praxi wird dieſer pp. Schmieſel oder Schmieſle geheiratet! Und ich an deiner Stelle, mein Junge, würd' mir zu ſchad' ſein, die unwürdige Rolle zu ſpielen, die dir in dem verflucht geſcheiten Brief da zugemutet wird!“

Henner duckte den Kopf und ſah den Freund unſicher an, faſt als fürchtete er ſich davor, daß dieſer einen Gedanken in Worte faſſen könnte, der aus dem unterſten Grund des Mißtrauens aufſtieg, ſeine dürrn Finger ihm ums Herz kalte . . . Der Hausherr aber trat zu ihm, legte die Hand auf ſeine Schulter. „Ja, ja, mein Junge, es iſt ſo. Und ich an deiner Stelle würde mir wirklich zu ſchade ſein, für dieſen Herrn Schmieſle den Scharfmacher, den Anreißer zu ſpielen . . .“

„Franz!“ wollte der andere aufſchreiben, aber der Jäger des Hausherrn trat ins Zimmer, pflanzte ſich mit hörbarem Ruck neben der Tür auf. „Herr Oberleutnant, in zehn Minuten tritt die Kompanie auf dem kleinen Exerzierplatz an, und Herr Oberleutnant haben die Aufſicht!“

„Gut, ich danke!“

Der Jäger, zum Nachmittagsdienſt ſchon im Drillſchanzug mit umgeſchnalltem Hirschfänger, machte kehrt, und der Hausherr ſchritt zum Fenſter hinüber, um ſich für den Gang nach dem Exerzierplatz den Stummel ſeiner „Strohgelben“ wieder anzuzünden. „Alſo es geht wieder los mit dem lieben Dienſt! Na und was haſt du dir eigentlich für heute nachmittag angeſetzt, Henner?“

„Geräteturnen, Inſtruktion, Einzelerexerzieren und zum Schluß Appell mit der Beſichtigungs-garnitur. Es müſſen noch etliche Kragen verpaßt werden, die Kerls ſind ſeit dem Frühjahr zu mager geworden!“

„Na, dann iſt ja auch für deine Zerſtreuung reichlich geſorgt. Und adieu, Kinder, meine Meinung kennt ihr ja jezt. Die Medizinen haben das ſo an ſich, daß ſie meiſtens bitter ſchmecken — wenn ſie danach auch nur wenigſtens helfen wollten!“

Frau Annemarie, die ihrem Gatten auf den Flur hinaus das Geleit gegeben hatte, trat wieder ins Zimmer zurück, in dem beweglichen Geſichtchen einen Zug ernſthafter Sorge. „Nun, und?“ fragte ſie leiſe.

Henner war aufgeſtanden, ſeine Stimme klang heifer. „Und, Frau Annemarie? Ja, was ſoll darauf noch kommen? Er hat ja ganz recht, alſo: Schluß jezt auch und aus! Aus!“

Da ſchrie ſie laut auf, denn in ſeinen Worten glaubte ſie die Beſtätigung deſſen zu hören, was der abſchiednehmende Gatt vor wenigen Augenblicken als ſchwere Befürchtung ausgeſprochen hatte: „Um Gottes willen, Henner! Und ſchämen ſollten Sie ſich, an eine ſolche Feigheit überhaupt nur zu denken!“

„Feigheit, Frau Annemarie? Na, wie man's nehmen will! Aber das iſt, mit Ihrer gütigen Erlaubnis, Unſinn, ich denke nicht daran. Wahrhaftig nicht“, beteuerte er.

„Na ja.“ ſagte ſie und bemühte ſich, ihrer Stimme eine recht leichtfertigen, ſorgloſen Ausdruck zu geben, „eigentlich



Mit Erlaubnis der Fine Art Society Ltd. London W. 148 New Bond Street.

Am Strand.

Gemälde von P. S. Calderon.

sind wir doch furchtbar töricht! Erörtern lang und breit abgetane Geschichten . . . Was geht Sie denn noch an, ob und wen die Komtesz Prahlstorff heiratet, nachdem Sie doch endgültig zu der Einsicht gekommen sind . . .“

„Ja, daß ich ein Narr war, Frau Annemarie, der sich einbildete, mit dieser Einsicht wär' alles zu Ende! Wenn Narren mit Vernunft zu heilen wären . . . was glauben Sie wohl, hab' ich in diesen Tagen mir alles vorräsoniert! Und ein plötzlich am Horizont auftauchender ‚anderer‘ zeigt einem, daß Welt und Menschen von allem möglichen regiert werden, nur nicht von der sogenannten Vernunft! . . . Wollen aufhören, Frau Annemarie, das letzte von dem, was da innen brennt, darf ich vor Ihrem weißen und leuchten Seelchen ja doch nicht enthüllen . . .“

In ihre mitleidigen Augen traten Tränen, sie griff nach seiner Hand und trat ganz dicht an ihn heran. „Hemmer, Sie wissen, daß ich Sie mehr fast liebe, als einem Freund und Bruder eigentlich zukommt.“

„Ich weiß es, Frau Annemarie. Würde ich Sie sonst mit meinen Sorgen quälen?“

„Also wollen Sie mir versprechen, daß Sie zu mir kommen, ehe sich . . . na also, ehe sich irgend etwas entscheidet?“

„Ich verspreche es!“

„Auf Ihr Wort?“

„Auf mein Wort!“

„Also dann ist's gut, Hemmer“, und sie schüttelte ihm kräftig die Hand. Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um: „Frau Annemarie . . .“

„Hemmer?“

„Also nur ein einziges Fünkchen von Ihnen in die Seele der andern . . . aber Schluß jetzt, ich bin wirklich ein Narr . . .“

Sie sah ihm nach, wie er langsam und müde über die Straße nach seiner Wohnung schritt, eine ganze Weile lang, bis die quellenden Tränen ihr den Blick verdunkelten. Wenn sie nur helfen könnte irgendwie, all' ihren gekränkten Stolz wollte sie ja vor der andern hingeben, wenn sie nur helfen könnte . . . Und plötzlich richtete sie sich auf, schritt zur Tür und drückte auf die Schelle.

„Madam befehle?“

„Rasch, Babet, spring zum Fuhrhalter Möller 'nüber, er sollt' mir zu halb vier 'e Chäsewägelche nach Duesendorf parat halte. Aber sag's ihm glei', wenn er's nit tres-bon marché mache tät', würd' ich den Krimperwage preferiere!“  
(Fortsetzung folgt.)

## Der Sturz des Diamantenherzogs.

Ein Bild aus deutscher Geschichte. Von Rudolf von Gottschall.

(Schluß.)

Herzog Karl hatte seinen Schutzherrn, den Fürsten Metternich, in Wien besucht. Der Empfang war glänzend wie immer, aber der Staatskanzler blieb sehr zurückhaltend in bezug auf die Hoffnungen und Wünsche des jungen Herzogs. Er teilte zwar dessen Haß gegen den Grafen Münster, denn dieser hatte in sehr herausfordernder Weise die ganze Metternichsche Politik verurteilt; doch der Staatskanzler sagte dem jungen Fürsten unverhohlen, er habe ihm als Freund und manches versprochen, aber als österreichischer Premierminister und in seiner führenden Stellung beim Deutschen Bundestag könne er seine Versprechungen nicht halten. Er hatte in Herzog Karl eine schöne Seele entdeckt und empfand deshalb eine persönliche Zuneigung zu ihm; aber dessen wildem Gebaren konnte er doch nicht den kaiserlich österreichischen Segen geben. Willkommen war es ihm zwar, wenn die einzelnen deutschen Bundesstaaten miteinander haderten: da fand der Deutsche Bund Anlaß, ein Lebenszeichen zu geben und seine Oberhoheit zu beweisen, wenn er auch in der Regel seine Entscheidungen auf die lange Bank schob. Für Metternich war Herzog Karl nur ein Stein auf dem Brett seiner Politik, den er nicht gern verlieren mochte, den er mit Vorteil hin und her schieben konnte; aber wenn der Herzog zur Entscheidung drängte, wurde er ihm unbequem.

Jetzt lag beim Bundestag eine Beschwerde Braunschweigs über die Eingriffe und Intrigen Hannovers, eine Beschwerde Hannovers über die Beleidigungen und Beschimpfungen von seiten Braunschweigs. Für das letztere rüchhaltlos Partei zu ergreifen, durfte der allmächtige Gebieter des Deutschen Bundes doch nicht wagen; da wäre er auf zu lebhaften Widerspruch gestoßen; das beste schien zunächst, die Entscheidung hinauszuzögern.

Karl liebte das Leben an der blauen Donau; da gab es ja geistreiche Leute, wie die rechte Hand Metternichs, Genz, mit denen sich vortrefflich tafeln und zechen ließ, und das Ballett, wo Genz seine Fanny Elsler gefunden hatte. Und die Gespräche mit diesem Staatsmann — wie entzückend! Unbeschränkte Herrschergewalt und unbeschränkter Sinnengenuss — das war ein Sirenenlied für das Ohr des jungen Gewalthabers.

Witzgestimmt kehrte er nach Braunschweig zurück; da fehlte doch der große Stil des Lebens; er konnte hier ein „Capua der Geister“ nicht aus der Erde stampfen; er nannte die Stadt ein langweiliges Nest und fragte alle Fremden, wie sie es hier aushalten könnten.

Er vertrieb sich also die Zeit, so gut es gehen wollte; neben seinen andern Passionen hatte er diejenige, Schätze zu sammeln; er war im höchsten Grad geldgierig geworden. Er brauchte Geld, seine Schützlinge und Günstlinge brauchten Geld, seine Zerstreungen wurden immer prunkvoller und kostspieliger. Doch er war nicht bloß Verschwender, wo es sein Vergnügen galt; er war auch ein Geizhals, der Schätze sammelte, ein Schatzgräber, der überall mit seinem Spaten die Erde aufwühlte und sein gutes Braunschweiger Land nach Kräften plünderte.

Da fand er aber in seinem Kabinettsrat Wolfshagen nicht mehr ein willfähiges Werkzeug; mit edlem Freimuth protestierte dieser gegen die Eingriffe in das Recht der Stände, gegen die Willkür, womit sich der Herzog der Überschüsse der Dominal- und Kammerkasse bemächtigte, Dominalgüter öffentlich versteigerte, Kammergefälle rasch und wohlfeil ablöste, alles ohne die Zustimmung der Stände.

Der Herzog war sehr ungnädig über solchen Widerspruch; er suchte für die gewandte stilistische Einleitung solcher Gewaltmaßregeln eine andere Hilfe. Da war der gefügige und begabte Schreiber Bitter, der alles in der Ordnung fand, was Durchlaucht wünschte und diktierte. Wolfshagen aber wollte der Herzog nicht entbehren; es war immerhin ein überlegener Kopf, und es gab noch ein großes neutrales Gebiet, wo der Herzog die Fähigkeiten des Mannes verwerten konnte.

Doch immer mehr wurde Wolfshagen in das feindliche Lager gedrängt; die Attentate auf das Vermögen des Staates empörten ihn, von Tag zu Tag verringerte sich seine persönliche Sympathie für den jungen Feuerkopf, den Sohn und Enkel ruhmreicher Ahnen. Seine ganze Familie gehörte zur rebellischen Aristokratie, die anfang, dem Herzog auf Tod und Leben den Krieg zu erklären.

In Wolfshagen fand der auffässige Adel Braunschweigs, an dessen Spitze Graf Veltheim und Herr von Gramm standen, von jetzt ab einen hochbegabten und gewandten Vorkämpfer. Eigenen schmachtvollen Gesinnungswechsel brauchte er sich nicht zum Vorwurf zu machen: er hatte im Kabinet des Herzogs gegen dessen ungesetzliche, willkürliche Maßregeln stets protestiert, und wenn er diesen Protest jetzt vor allem Volk und im Einklang mit dem frondierenden Adel erhob, so war dies kein Widerspruch gegen seine Vergangenheit.

Seiner gewandten Feder wurde von den Ständen die Abfassung der Eingabe an den Deutschen Bund anvertraut, in dem dieser ersucht wurde, das Patent vom 10. Mai 1827 für ungültig zu erklären und den Herzog zu dessen Zurücknahme zu verurteilen. Hannover, mit dem sich der Adel durch seine Sendboten, die auch in Berlin anklopften, verständigt hatte, richtete die gleiche Beschwerde an den Deutschen Bund. Der Herzog erfuhr davon, er wurde aufs äußerste aufgeregt, mißtrauisch selbst gegen seine Getreuen, in denen er auf einmal Spione sah. Mit Mühe konnte ihn die Gräfin Görz beruhigen, aber er begann zu wüten auch gegen Witt von Döring, dessen geheime Beziehungen zum Fürsten Metternich er kannte, als die Entscheidung des Bundes einlief, die den Beschwerdestellenden recht gab und die Zurücknahme des Patents anbefahl.

So hatte ihn sein Schutengel im Stich gelassen; ja Fürst Metternich hatte ihn in einem wohlwollenden Schreiben vor einer Palastrevolution gewarnt, die sich im Handumdrehen machen ließe; er würde dann blutige Tränen weinen, aber helfen könne er ihm nicht. Das war der mächtigste Mann in Europa, das war sein Freund, der bei der Fehde mit Hannover die Hand über ihn gehalten hatte — und jetzt ließ ihn diese Allmacht im Stich und gab ihn seinen Feinden preis! Doch er bot ihm Trotz wie aller Welt, er kümmerte sich nicht um den Bundestagsbeschuß; mochten die Frankfurter Pagoden mit ihren Köpfen wackeln — er blieb auf seinem Kopf bestehen.

Da geschah das Unerhörte — der Bundestag raffte sich zu einem energischen Vorgehen auf; die Bundesexekution gegen Braunschweig wurde beschloffen und dem Königreich Sachsen übertragen. Ein Truppenkorps von 6000 Mann hatte sich bereits in Marsch gesetzt, als Herzog Karl aus der Not eine Tugend machte und sich dem Beschuß des Bundes fügte.

Seine Erbitterung darüber hatte ihn ganz verstört, seine bereits wilden Launen bis zum Unerträglichem für seine Umgebung gesteigert. Oft wechselte er seine Minister; als er einen Herrn von Welscheln aus Mecklenburg für ein Portefeuille berufen hatte und dieser ablehnte, drückte er ihm seine Verwunderung darüber aus mit den Worten: „Oh, das Regieren ist leicht! Ich habe es in einer halben Stunde gelernt!“

Die Hofchargen, die bei Herzog Karl die Höflingsrolle spielten, hatten keinen leichten Stand. Ob sie auch über den Stock springen mußten, wie eine dunkle Sage erzählt, mag dahingestellt bleiben, aber zu allerlei Possenreißereien ihres Herrn und Gebieters mußten sie sich hergeben; er ließ dem einen den Backenbart fuchsrot, dem andern blyblau färben und trieb allen möglichen Unfug mit seinen Getreuen.

Doch das waren harmlose Vergnügungen, der Herzog hatte auch seine tyrannischen Anwandlungen. Zwar was man von seiner Giftmissherei erzählt, der ja dieser oder jener zum Opfer gefallen sein sollte, rührt wohl nur von seinen bedenklichen Passionen her; man fand ja später ein Lieblingskästchen von ihm vor mit verschiedenen Gifsorten und mit Portionen von Aqua Toffana, die in kleine Gläser eingeschmolzen waren, und seine Lieblingsgespräche drehten sich um die Wirksamkeit solcher Gifte und ihre Termine, je nach ihrer Zubereitung. Doch wie ihm die Tollheit zu Kopf gestiegen war, das zeigte er in einigen Mafsen, die eines Domitian würdig waren. Sein Hauptgegner war Herr von Cramm, der in Begleitung Wolfshagens in Berlin und Hannover gegen ihn gewirkt hatte und besonders am Sitz des Deutschen Bundes in Frankfurt das Feuer schürte. Als der Herzog hörte, daß dessen Gattin ihrer Entbindung nahe war, befahl er allen Ärzten Braunschweigs, ihr keinen Beistand zu leisten; ihm selbst aber solle sofort Anzeige von ihren ersten Wehen gemacht werden, damit er in der Nähe eine Pulverexplosion veranstalten könne. Ebenso groß war seine Erbitterung über den Oberjägermeister von Sierstorpff, einen alten würdigen Edelmann, der Karls Großvater, den erblindeten Herzog Ferdinand, nach der unglücklichen Schlacht von Auerstedt auf der Flucht nach Ottenfen begleitet hatte. Sierstorpff sollte in Hannover, als ihn der Bizekönig Herzog

von Cambridge zur Tafel befohlen hatte, geäußert haben, dem Herzog Karl tue wieder ein recht strenger Oberhofmeister not, wie es in seinen Knabenjahren der Vinsingen gewesen. Das wurde dem Herzog Karl hinterbracht, und er entsetzte Sierstorpff seines Amtes als Oberjägermeister, ernannte ihn aber dafür aus Hohn zum Oberhofmeister. Dies Amt lehnte Sierstorpff ab, da wurde er des Landes verwiesen wegen unehrerbietigen Betragens. Er wandte sich an die Gerichte, und in der Tat entschied das Obergericht zu Wolfenbüttel, daß jene Kabinettsverfügung keine rechtliche Geltung habe. Da schickte der Herzog seinen Vertrauensmann, den Advokaten Frieße nach Wolfenbüttel, der vor versammeltem Gerichtshof das Erkenntnis zerriß und den Richtern vor die Füße warf; der Herzog habe es kassiert. Und als die Richter in einer Eingabe das Recht der Justiz wahrten, ließ ihnen der Herzog eröffnen, neben der Justiz bestehe die Polizeihofheit, und kraft dieser könne der Herzog Strafen verhängen, die die Gerichte gar nichts angingen. Auch an den Bund hatte sich Sierstorpff gewendet, der ebenfalls beim Herzog für ihn eintrat, weil die Strafe zu hart sei für das Vergehen; doch Karl erwiderte, eine Regierung ohne Kraft sei verloren und der Adel wolle ihn stützen.

Als sich das Gerücht verbreitet hatte, Sierstorpff werde nach Braunschweig zurückkommen und man werde ihm einen festlichen Empfang bereiten, erließ Karl an den General von Herzberg, den Kommandanten von Braunschweig, eine Order, worin er erklärte, auch er wolle die Rückkehr Sierstorpffs feiern, er befehle dem General, sich an die Spitze seiner Division zu stellen, auf dem großen Platz, wo Sierstorpffs Hotel liegt, und wenn dieser dort erscheine, solle er und sein Gefolge mit Kartätschenschüssen begrüßt werden. Zu dieser Kartätschenfeier wurden 5000 Pfund Pulver in einer Kirche mitten in der Stadt niedergelegt.

Trotz aller Zerstreungen, die ihm die Hofleute mit den buntgefärbten Bärten und den verschiedenen in Aussicht genommenen Knalleffekten bereiteten, langweilte sich Herzog Karl in Braunschweig. Seine Geliebte, Miß Coleville, hatte ihn verlassen, da er deren Wunsch einer Ehe zur linken Hand nicht erfüllte. Karl trat wieder eine Reise nach Paris an, wo er sich besser zu unterhalten hoffte. Auch wollte er mit Rothschilds Hilfe die zusammengescharten Millionen in französischen Renten anlegen, und als ein Fürst von europäischem Ruf war er auch am Hof des zehnten Karl eines ehrenden Empfangs gewärtig. Dieser Empfang entsprach indes nicht ganz seinen Wünschen; überdies hatte gerade die Todesstunde der Bourbons in Frankreich geschlagen. Herzog Karl wohnte dem interessanten Schauspiel der Julirevolution bei, die er mit seinen Begleitern in einem offenen Landauer mit dem Feldstecher beobachtete. Doch einige Linienoffiziere machten ihn auf diesen ungeeigneten Beobachtungsposten aufmerksam; außerdem waren die Franzosen erbittert über die Fremden, die den Bürgerkrieg als ein Schauspiel betrachteten. Karl zog sich in sein Hotel, das Hotel de Castille, an der Ecke der Straße Richelieu und des Boulevard des Italiens zurück; hier betrachtete er die Revolution, die da unten wütete, den Rücken an den Fensterladen gelehnt, die Beine über die Fensterbrüstung herabhängend, bis er durch einige unangenehm pfeisende Kugeln vertrieben wurde. Anfangs hatte der Herzog sich über die englischen Familien, die in bequemen Wagen rasch aus Paris abreisten, lustig gemacht; dabei hatte er selbst den rechten Zeitpunkt versäumt und mußte als einfacher Arbeiter, den Rock auf einem Stock über die Achsel tragend, aus der Stadt hinauslaufen. Hundert Schritte von ihm entfernt ging vor ihm sein Adjutant und hinter ihm sein Jäger; er war dann sehr froh, als er hoch oben auf dem Deck eines Omnibus ein Plätzchen neben einem kleinen Pudel fand. So ging es bis Brüssel, wo die Bevölkerung ebenfalls seiner Liebhaberei für Revolutionen entgegenkam. Er wohnte der Aufführung der „Stummen von Portici“ bei, an die sich unmittelbar der Aufstand in Brüssel anschloß. Am 13. August 1830 traf er wieder in Braunschweig ein; er schlief sich bei Nacht und Nebel ins Schloß. Im Schloßhof wollte ihm sein eigener Ober-



Willkomm Besuch.  
Goussier 1882.

Copyright 1882 by Franz Scherrenberg.

stallmeister den Weg versperren und entschuldigte sich dann damit, daß er ihn für einen Studenten gehalten habe.

Die Luft in Europa war schwül geworden, überall zuckten Flämmchen empor, wenn sie auch nicht alle zur Flamme großer Straßenkämpfe wurden. Auch in Braunschweig war's nicht geheuer, die Stimmung des Volkes düster und feindlich. Der Sommer hatte Hagelschlag und Überschwemmungen gebracht; es herrschte Not und Verdienstlosigkeit in Stadt und Land. Flugblätter, Maueranschläge, selbst Plakate am Schloß zeugten von dem offenen Kriegszustand, in dem sich die Bevölkerung gegenüber dem Fürsten befand. Dieser saßte die Summe seiner bei der Pariser Revolution erworbenen Einsichten in die Worte zusammen: „Dem König in Frankreich ist es recht geschehen, daß er die Krone verloren hat — er hätte sich wehren sollen. Ich würde nicht seinem Beispiel folgen, ich würde die Kerls einfach niederkartätschen lassen.“

Gerade jetzt war eine drückende Personensteuer eingeführt worden. Eine Abordnung von Bürgern erschien auf dem Schloß, um dem Fürsten die Not des Volkes zu schildern und um Abhilfe aus den Geldern des Landes zu bitten, die dem Herzog zur Verfügung standen, über die er aber zu seinem eigenen Nutzen bereits verfügt hatte. Der Herzog gab eine ausweichende Antwort. Kaum hatten die Abgesandten der Bürgerchaft das Schloß verlassen, als er den Befehl gab, an die Garnison scharfe Patronen zu verteilen und alle beurlaubten Soldaten einzuberufen. Überall wurden Arbeiter aus den Werkstätten und vom Arbeitstisch fortgeholt. Das machte das Maß der Erbitterung voll.

Doch immer wieder zeigte sich der Herzog bereit zu Zugeständnissen; er war ein Phantast, der von unerhörten Greueln träumte, doch er war kein Mann der Tat. Zehn Kanonen hatte er auf dem Lessingplatz aufahren lassen. Als das Volk mit Spott und Wut sich um diesen Artilleriepark drängte, verstand er sich dazu, sie auf den Schloßplatz fahren zu lassen, wo sie aber auch noch einen allzu drohenden Eindruck machten. So gab Karl den Vorstellungen der Stadtbehörden nach und ließ die Geschütze wieder ins Zeughaus schaffen.

Drohungen des Volkes, „man werde den Herzog erschießen, wo man ihn auch treffe“, waren zu seinen Ohren gekommen. Auch seine Getreuen begannen für ihn und für sich selbst zu zittern. Er inspizierte des Abends alle Schildwachen; er ließ die Reifewagen zurechtmachen für den Fall, daß er sollte fliehen müssen. Fast schlaflos brachte er die Nacht zu. Am nächsten Abend fuhr er aus, mit einer Schauspielerin. Das Volk bewarf den Wagen mit Steinen; immer unheimlicher wurde es im Braunschweiger Land; die alte Anhänglichkeit an die Fürsten wich einer sich immer heftiger äußernden Feindseligkeit.

Tags darauf hatten sich große Volksmassen vor dem Schloß versammelt. Solche Volksansammlungen sind die Brutstätten der Revolutionen — welcher Wind sie aber zusammenweht, hat noch kein Kundiger ergründet: es liegt etwas in der Luft, es ist ein dunkler Instinkt der Massen, der den Wechsel und Wandel ersehnt. Der Herzog selbst war der irrigen Meinung, daß die Abgesandten des feindlichen Adels von Haus zu Haus liefen, die Bürger zur Empörung wachriefen und zusammentrommelten oder ihre Gutsuntertanen nach Braunschweig kommen ließen, um dort Unruhen zu erregen und sich an die Spitze einer aufständischen Bewegung zu stellen. Groß war allerdings der Einfluß des Adels auf die Bürgerchaft; die Kränkung der ständischen Rechte war empfindlicher für jenen als für diese, und so überließ sie ihm gern die Führung. Doch von den Fäden einer Verschwörung wurden die Volksmassen nicht gelenkt; alle hatten Anlaß zum Groll gegen den Herzog; alle besaßte nur das eine dumpfe Gefühl, es müsse anders werden. Was sie eigentlich selbst wollte, wußte die Menge nicht; doch sie war eben da, sie wuchs von Stunde zu Stunde und wirkte durch ihre eigene Schwerkraft.

Der Herzog schickte einen neuen Vertrauten, seinen Adjutanten Sommer, hinaus mit dem Befehl, das Volk möge sich zerstreuen; doch vergeblich — die Menge blieb auf dem Schloß-

platz und aus allen Gassen strömte neuer Zuzug herbei. Da schmetterten Trompeten, Trommelwirbel ertönten, die Heeresmacht des Herzogs marschierte vor dem Schloß auf.

Der Herzog eilte von Saal zu Saal im Schloß in fiebrhafter Unruhe. Seine Getreuen rieten zur Flucht und gingen mit gutem Beispiel voran. Doktor Kindwirth und Gräfin Görz flüchteten durch den Park. Karl ließ sich den Degen und den Federhut bringen; sein Ross stand gesattelt im Schloßhof; doch er konnte zu keinem Entschluß kommen. Vor den Bildern seiner Ahnen stand er still, ihr ruhmreiches Beispiel mußte den Heldenmut in seiner Brust entzünden; doch sie hatten gegen die Fremdherrschaft, niemals gegen das eigene Volk gekämpft; sie waren gefallen durch die Kugeln der Franzosen, sollte er fallen durch eine Kugel, die ihn aus der Mitte seines Volkes heraus traf? Und doch, es war seine Pflicht, den Thron seiner Väter zu behaupten!

Das war ein Wirrsal von Gedanken, in dem er sich nicht zurechtfinden konnte. Draußen wie ein aufgewühltes Meer der Lärm der Volksmassen — dicht am Schloß der Marschtritt der Soldaten, das Klirren der Gewehre, der Kommandoruf der Offiziere, das Stampfen ihrer Pferde.

Endlich — ein rascher Entschluß! Er winkte seinem Sommer, der wie ein Schatten hinter dem durch die Säle schwankenden Herzog einherglitt; sie stiegen zu Pferde und ritten vors Schloß.

Die Truppen begrüßten ihn mit militärischen Ehren; aber General von Herzberg hatte sie so aufgestellt, daß sie dem anstürmenden Volk den Rücken zulehreten; er entschuldigte sich bei dem Herzog, der diese taktische Aufstellung nicht ganz zweckentsprechend fand, damit, daß er das aus Respekt getan habe, damit der Herzog bei seiner Ankunft seine Krieger von vorn und nicht von hinten zu Gesicht bekäme. Einen Augenblick schien es, als wollte Karl sich an die Spitze seiner Truppen stellen; er galoppierte mit gezogenem Degen die Front entlang, doch dann kam wieder das volle erdrückende Gefühl seiner verlorenen Sache über ihn. Was half es ihm, wenn er auf sein getreues Volk feuern ließ und Hunderte zu Boden streckte? Kein Metternich hielt seine schützende Hand mehr über ihn; der Deutsche Bund war ihm so feindlich wie das eigene Volk, und ein Blutbad würde die Rachegeister später um so bedrohlicher gegen ihn entfesseln.

Er wandte sein Pferd zur Flucht, ohne irgend einen Befehl gegeben zu haben. Sommer begleitete ihn; er mußte den „allerhöchsten“ Federhut aufsetzen, damit dem Herzog weniger Gefahr drohe. Sie ritten unbemerkt durch die Allee; am Magnitor aber, durch das die herzoglichen Reifewagen vorausgefahren war, hatte sich eine dichte Volksmenge versammelt; doch es war dunkel geworden, und der Herzog erreichte, ohne erkannt zu werden, seinen Wagen. Plötzlich überflog den Himmel eine jähe Flammenröte. Herzog Karl, der vom Pferd abgestiegen war, sagte zu seinem Adjutanten: „Gewiß, sie haben das Schloß in Brand gesteckt! Ein solcher Unsinn — das Volk muß ja das Schloß doch wieder aufbauen!“ Und er lachte und drehte sich auf dem Absatz um, ehe er in den Wagen stieg.

In der Tat, das alte Welfenschloß stand in Flammen; die Soldaten suchten anfangs das herandrängende Volk zurückzuhalten; doch da sie keine Order erhielten, zu schießen oder die Menge mit dem Bajonett anzugreifen, und immer rückwärts kommandiert wurden, so war der entzügeln Leidenschaft des Volkes kein wirksamer Damm entgegengestellt, und die tobende Masse brach ungehindert in die Hofburg des verjagten Tyrannen ein. Eine Art von Siegestaumel hatte das Volk ergriffen, eine Wut der Zerstörung. Nicht bloß der Haß machte sich Luft; auch die entfesselten Instinkte der Menge, die am Zerstörungswert ihre besondere Freude haben. Feuer wurde angelegt — welch ein Jubel, wenn die Prachtsäle zusammenbrachen; Kunstwerke wurden zertrümmert und aus den Fenstern geworfen, kostbare Gobelins zerrissen, die wertvollsten Betten zerschnitten, so daß der zarte Flaum wie ein Schneegestöber dahinslog. Darüber wölbte sich immer gefährlicher der Feuerdach — und nur in den Kellern konnte

sich die Blünderungswut noch gefahrlos erlustigen. Die Soldaten hielten es für das beste, sich mit dem Volk, aus dem sie neuerdings gewaltsam herausgeholt worden waren, zuletzt an dieser Blünderung zu beteiligen; sie halfen im Keller die herzoglichen Weine austrinken und das Volk feierte darüber ein fröhliches Verbrüderungsfest mit den Handlangern der Tyrannei, die sich am heutigen Tag so gutmütig und nachgiebig gezeigt hatte.

Herzog Karl aber eilte in die Fremde hinaus; niemals hat er seine Vaterstadt wiedergesehen, seine Herzogskrone war in den Flammen des 7. September geschmolzen.

In der freien Schweizer Stadt Genf, am Quai du Mont-blanc, gegenüber dem fern in Duft gehüllten Schnee- und Eisriesen erhebt sich ein prunkvolles Monument, das Monument Brunswick, errichtet dem Herzog Karl von Braunschweig, der in Genf am 18. August 1873 gestorben ist und der Stadt sein Vermögen von etwa 20 Millionen Mark vermacht hat.

Keiner seiner kriegsberühmten Ahnen hat ein so großartiges Denkmal erhalten, wie es das Denkmal des Diamantenherzogs ist, der seine dem Volk abgepreßten Schätze, meistens in Gestalt von Juwelen und Diamanten, aus seiner in Asche verwandelten Fürstenherrlichkeit gesüchtet und mit Hilfe der Rothschild in Paris und London in gewinnbringenden Papieren angelegt hatte. Freilich, einen großen Teil seines Vermögens konnte er aus Braunschweig nicht retten; die Stände legten Beschlagnahme wegen der vergeudeten Kammergüter, und die Agnaten, der König von England und dessen verhaßter Bruder Wilhelm, den der Entthronung den kleinen Usurpator nannte, weil er nach Karls Flucht sehr rasch den Thron von Braunschweig bestiegen, hatten

ihn für einen Verschwender erklärt und die Verwaltung seines Vermögens an sich gerissen. Vergeblich waren alle seine Proteste und die Prozesse, die er vor französischen Gerichtshöfen gegen sie führte.

Anfangs hatte er nicht übel Lust, sein Ländchen sich wiederzuerobern. Seine Proklamationen klangen wie Sturmglocken der Revolution; er versprach seinen Braunschweigern allgemeine Wahlfreiheit, Abschaffung des Erbadel und aller Feudalrechte, Abschaffung der Steuern und der Konfiskation und eine Kammer. Was half es ihm? Der Deutsche Bund hatte ihn für regierungsunfähig erklärt und abgesetzt.

Mit dem Prinzen Napoleon, dem er vor seiner Flucht aus der Festung Hamm Geld vorgeschossen, hatte er ein Abkommen getroffen, einen noch jetzt in Genfer Archiven vorhandenen Vertrag, daß derjenige, der zuerst wieder den Thron seiner Väter besteigen sollte, sich verpflichte, dem andern zur Wiedererlangung des seinigen behilflich zu sein. Frankreich und Braunschweig — es lagen zu ungleiche Gewichte in der Waagschale, und Kaiser Napoleon dachte nicht daran, aus dieser „Charte“ eine Wahrheit zu machen. Noch 1870 wünschte Herzog Karl, beim bevorstehenden Einmarsch der Franzosen in Deutschland die Avantgarde zu kommandieren; den ersten deutschen Fürsten, der ihm in den Weg kommen würde, wollte er aufknüpfen lassen, und ein scharfes Henkerschwert führte er bei sich, das für den kleinen Usurpator geschliffen war.

Durch die Lande abenteuernd, an der Seine wie am Genfer See, von seinen Freunden allen, wie er glaubte, verraten, führte der Erzherrzog ein trübseliges Leben. Mumienhaft war sein Aussehen, als er durch die Straßen der Rhonestadt dahinschlief; er trug jeden Tag eine andere Perücke, man nannte ihn zuletzt den Perückenherzog.

## Die Niederjagd.

Plauderei von Frig Skowronnet.

Der Unterschied zwischen hoher und niederer Jagd hat heute keine praktische Bedeutung mehr, seitdem das Privileg, das den Abschluß von Hirsch, Wildschwein, Auerhahn usw. dem grundbesitzenden Jagdherrn vorbehalten ist, verschwunden ist. Trotzdem hält die deutsche Jägerwelt an der altgewohnten Unterscheidung fest. Freilich mit einer Änderung des alten Begriffs, die für die Entwicklung des Weidwerks sehr bezeichnend ist. Man rechnet jetzt zur hohen Jagd alles Wild, dem die Kugel gebührt, und zur Niederjagd alle Kreaturen, die mit Schrot erlegt werden. Dadurch ist der Rehbuck um eine Rangstufe erhöht worden, während das Wildschwein, obwohl es sicherlich das gefährlichste Wild ist, auch mit Posten und groben Hageln erlegt werden darf. Es geht übrigens seiner Ausrottung entgegen, denn das preussische Landwirtschaftsministerium hat ihm den Vernichtungskrieg erklärt.

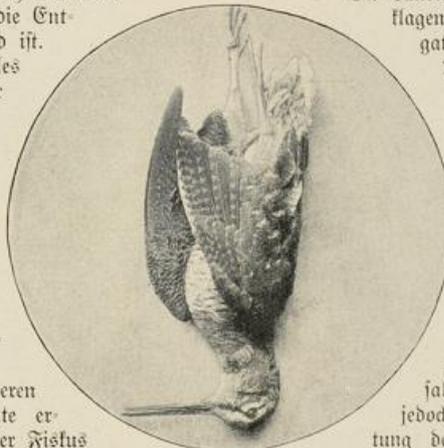
Die Gründe für diese Maßregel, deren Durchführung natürlich noch Jahrzehnte erfordern wird, sind nur zu billigen. Der Fiskus ist nicht aus freiem Entschluß, sondern notgedrungen als Verwalter der Staatsforsten Jagdherr. Er nimmt deshalb wohl die Erträge der Jagdverpachtung, aber er kann als Vertreter der Steuerzahler keine Aufwendungen für Erhaltung und Pflege des Wildes machen. Am allerwenigsten für das Schwarzwild, das seine Nahrung auf den Feldern der Landwirte sucht und dort sehr großen Schaden anrichtet. Um es daran zu hindern, mußten die Staatsforsten

mit gewaltigen Kosten eingefriedigt und die Wildschweine im Winter gefüttert werden. Mit Recht hat die preussische Forstverwaltung diese Fürsorge von sich gewiesen. Und um nicht für den vom Schwarzwild angerichteten Schaden Ersatz leisten zu müssen, wurde die Ausrottung des Wildschweins angeordnet.

Die Landwirte sind darüber erfreut, die Jäger beklagen den Untergang der „ritterlichen Wildgattung“, der einzigen, die sich noch dem Weidmann zur Wehr setzt.

Aber was hilft's? Alles Wild, das sich nicht widerstandslos der Entwicklung unserer Bodenkultur anpaßt, muß und wird untergehen. Das Schwarzwild unter allen Umständen, denn es läßt sich nicht einmal in den großen eingehetzten Waldrevieren erhalten, da es dort den höher zu bewertenden Arten, dem Hirsch und Reh, gefährlich wird. Deshalb ist ihm zum Beispiel bereits in der Romintener Heide der Krieg erklärt worden. Aus dem Schicksal dieser einen Wildgattung darf man jedoch keine allgemeinen Schlüsse auf die Haltung der deutschen Jägerwelt ziehen. Sie ist eifrig bemüht, alle Arten, die von der fortschreitenden Bodenkultur in ihren Existenzbedingungen bedroht sind, nach Möglichkeit vor der Vernichtung zu bewahren.

Das beste Beispiel dafür bietet die Waldschneepfe. Ihre Zahl nimmt von Jahr zu Jahr in erschreckender Weise ab. Noch vor dreißig, vierzig Jahren wurden von manchem Jäger in der Zeit des Frühjahrszuges, von Oculi bis Palmarum Duzende der wohlgeschmeckenden Vögel erlegt. Damals



Waldschneepfe.



Reineke.

konnte man in den litauischen Forsten, über die eine der lebhaftesten Zugsträßen aller Zugvögel führt, an stillen Abenden mehr als hundert Schuß fallen hören. Jetzt ist es ein Ereignis, wenn von den vielen Grünröcken einer eine Schnepfe ziehen sieht oder gar erlegt.

Die Ursachen dieser betrübenden Erscheinung sind die höchst un-

menschlichen Schlächtereien, die gegen die Zugvögel in den Balkanländern

und in Italien verübt werden. An der Vernichtung der Waldschnepfe sind nicht so sehr die Eingeborenen beteiligt wie die schießwütigen Jäger, die aus aller Herren Ländern dort zusammenströmen, um unter den von langem Flug ermatteten Vögeln ein Blutbad anzurichten. Geradezu greuliche Zustände haben sich in Griechenland entwickelt. Dort erscheinen regelmäßig im Frühjahr und Herbst Gesellschaften von Engländern mit guten Vorstehhunden und vorzüglichen Flinten. Jeder dieser Schiesser läßt sich durch einen Diener mehrere Gewehre nachtragen, um das heiß gewordene Gewehr gegen ein anderes vertauschen zu können. Als ein Weidwerk kann man diesen Schießbetrieb nicht ansprechen, denn die matten Vögel stehen erst dicht vor dem Hund auf und ziehen so langsam fort, daß keine Kunst dazu gehört, Hunderte an einem Tag zu erlegen.

Trotzdem nun die Ursachen der Verminderung klar zutage liegen, haben die deutschen Jäger sich die Frage vorgelegt, ob sie nicht, wenn auch nur in kleinem Umfang, dazu beitragen. Nach eingehenden Beobachtungen ist die Frage zu bejahen, denn man hat festgestellt, daß im Frühjahr nicht nur Männchen, sondern auch Weibchen „quarrend und püßend“, wie man die eigenartigen Balzlaute nennt, umherziehen. Es liegt also zum mindesten die Möglichkeit vor, daß Weibchen, die sich bereits zum Nisten anschicken, womöglich schon ein Ei im Nest haben, erlegt werden.

Allein um dieser Möglichkeit willen hat sich in deutschen Jägerkreisen der Entschluß durchgerungen, auf das Schießen der Schnepfe während des Frühjahrs zu verzichten. Schon wird von den berufenen Führern des Weidwerks das Wort „unweidmännisch“ auf diese Jagdart angewendet, und dann dauert's erfahrungsgemäß nicht mehr lange, bis diese ungeschriebene Bestimmung genau so befolgt wird wie das Gesetz. Sie ist vielleicht leichter durchzudrücken als andere, weil sie sich vor allem an die Berufsjäger wendet, denn von den Weidmännern, die nur im Herbst eine Schrottspritze auf den Feldern spazieren tragen, hat die Schnepfe schon lange nichts zu befürchten!

Welch ein Verzicht den braven Grünröcken zugemutet ist, kann nur der ermessen, der selbst in der Dämmerstunde des herben Vorfrühlingsstages das sanfte Hinübergleiten des in frisch erwachter Luft jubelnden Lebens in die stille dunkle Nacht mit empfunden hat. Das Licht ist dem Vogel alles; nur im Licht kann der kleine Sänger seine Flügel regen.

Die Nacht ist sein Feind. Sie bringt die Kälte und die Dunkelheit, unter deren Schutz der Warden heranschleicht oder die Gule heranschwebt. Deshalb klingt die letzte Strophe der Amsel am Abend so klagend und traurig, deshalb begrüßen alle Vögel den ersten Lichtstrahl mit Tönen, aus denen man das Jubilieren ihrer Seele deutlich heraus hören kann. Und nun soll der Jäger gerade diese Jagdart aufgeben, die ihm Stunden des lautesten Naturgenusses gab!

Er wird es tun, denn sein Weidwerk ist längst über die Lust des Tötens emporgewachsen. Es ist ein zielbewusstes Hegen des Wildes geworden. Deshalb auch die unausgesetzte Verfolgung des schlauen, vielgewandten Reineke. Muß das ein sorgloser Jüngling sein, der da dicht über dem Eingang seiner Burg Malepartus im warmen Sonnenschein ein Schläfchen riskiert! Dort unten in dem finstern Kessel ist es stets kühl, da empfindet auch ein Fuchs mal das Bedürfnis, sich von der Sonne durchwärmen zu lassen. Und trotz seiner scheinbaren Sorglosigkeit wird ihn der Jäger nicht überraschen, selbst wenn er noch so leise heranzuschleichen versucht. Die großen Lauscher schlafen nicht! Beim leisesten Geräusch wird Reineke wie ein Blitz in die Röhre fahren, kaum daß der Jäger noch die buschige Standarte verschwunden sieht.

Will man den Notrock und seine Brut, die gern vor dem Bau im Sonnenschein spielt und tollt, belauern, dann muß man schon auf die Kanzel steigen. Das ist ein luftiger Sitz, der in zehn bis zwölf Metern Höhe an einem Baum angebracht wird. Für große Jagdherren, die von der Höhe aus dem auf der Waldböschung äsenden Hirsch die Kugel antragen wollen, werden hölzerne Plattformen erbaut, zu denen



Jagdgruppe.



Fasan und Erpel.

man auf bequemer Treppe hinaufsteigt. Der junge Heideläufer hat sich's einfacher aber praktischer eingerichtet. Er hat einen schenkelgedicken Fichtenstamm mit Sprossen versehen und über zwei schrägen Streben ein schmales Sitzbrett befestigt. Mit Stricken wird der einfache Apparat an einen Baum gebunden. Heute stellt er ihn vor Malepartus auf, morgen irgendwo am Felsrand, übermorgen an der Waldwiese, auf die der Rehbock auszutreten pflegt.

Das Reh ist Liebling und Sorgenkind der deutschen Jägererei. Es ist verhältnismäßig leicht auf dem Anstand und dem Birschgang zu erlegen, namentlich mit den modernen, weitrtragenden Büchsen. Diese sind meistens noch mit einem Zielfernrohr ausgerüstet, das auch dem sogenannten „Brillenjäger“ den Schuß auf weite Entfernung gestattet. Außerdem trägt der Jäger wo-

möglich noch eins der neuen Prismengläser bei sich, mit dem er auf dreihundert Meter das Wild sicher ansprechen kann. Mit diesen Hilfsmitteln stellt sich eine moderne Birschfahrt etwa so dar: Auf einem leichten

von zwei schnellen Juckern gezogenen Wagen faust der Jäger durchs Revier. An den Lichtungen und Schonungen, auf denen das Rehwild auszutreten pflegt, wird angehalten. Mit dem Glas mustert man die äsenden Böcke, um festzustellen, was sie auf dem Kopf tragen. Dann fährt man den stärksten, der ein gutes Sechsergehörn aufgesetzt hat, an. Unbemerkt gleitet der Jäger seitwärts aus dem Wagen und schießt, während das Wild dem davonrollenden Gefährt nachhängt. Auf diese Weise wird es erklärlich, daß hohe Jagdherren bei einer einzigen Birschfahrt acht, zehn und noch mehr Böcke zur Strecke bringen. Dagegen ist nichts einzuwenden, und doch regt sich im echten Weidmann ein Gefühl der Abneigung gegen einen solchen Großbetrieb. Er mag das Bewußtsein, körperliche und geistige Energie und Tüchtigkeit bei der Jagd entwickelt zu haben, nicht missen. Ihm schwebt als Ziel nicht ein Dutzend Böcke vor, sondern der Kapitalbock, der sich bisher allen Nachstellungen entzogen hat. Ihn will er erlegen und dann an der Wand die Gruppe herstellen: Bock, daneben Rucksack, Drilling und Lodenhut.

Der Berufsjäger wird wohl selten einen Gang in den Wald antreten, ohne seinen treuen vierbeinigen Gefährten mitzunehmen. Allerdings muß es ein wirklicher Gebrauchshund sein, der die Fähigkeiten und Vorzüge mehrerer Rassen in sich vereinigt. Er muß folgsam an seines Herren Seite marschieren und lautlos minutenlang liegen, ohne sich zu rühren, während der Grünrock sich die letzten fünfzig Schritt an den Bock anpießcht; er muß lebhaft und sicher der Schweifsfährte folgen, bis er den kranken Bock gefunden hat. Wird er vor ihm flüchtig, dann folgt er ihm lauthals, ist er schon verendet, dann erhebt er seine Stimme zu einem ganz eigenartigen Geheul, dem „Totverbellen“, das dem Jäger zur Nichtschnur dient. Und dann muß er manchmal stundenlang an dem Rehbock Wache

halten, wenn sein Herr noch einen Dienstgang zu machen hat, bei dem er die Beute nicht mit sich schleppen will.

Dazu eignet sich vor allem der biedere deutsche Hühnerhund und der Stichelhaarige, über deren Fähigkeiten man ganze Bände schreiben könnte. Der Grundzug ihres Charakters ist Biederkeit und Gutmütigkeit. Hungrig wie ein Wolf, der vergeblich gejagt hat, liegen sie unter dem mit Speisen bedeckten Tisch, deren lieblicher Duft auf ihr feines Geruchsorgan noch viel stärker einwirken muß als unsere stumpfen Nerven. Aber ein wohlherzogener Hund rührt nichts an, selbst wenn er mit den verführerischen Lederbissen allein gelassen wird. Er verteidigt sie sogar gegen die naschhaften Gelüste der Kage, die durch seine Strafen zu unterdrücken sind.



Der Stichelhaarige.

Ebenso groß ist seine Gutmütigkeit. In jedem Forsthaus ist er der geduldige Spielkamerad der Jugend. Er liegt stundenlang regungslos, wenn ein kleiner Blondkopf sich an ihn geschmiegt hat und dabei vom Schlummer übermannt worden ist. Er läßt sich vor den Kinderwagen spannen, er apportiert den Ball aus dem Wasser, er erduldet selbst Quälereien, ohne zu murren. Seinem Herrn ist er mit Leib und Seele ergeben. Er liegt unter seinem Stuhl und klagt wie ein Mensch, wenn er bei einer Fahrt nicht mitgenommen wird.

Was er als Jagdgehilfe leistet, ist mit wenigen Worten nicht zu erschöpfen. Der Engländer bedarf allein zum Aufsuchen und zum Apportieren der Rehbühner zweier verschiedener Hunderassen. Der deutsche Hühnerhund vereinigt beide Fähigkeiten. Aber was leistet er noch darüber hinaus! Im Wald buschiert er, d. h. er jagt lauthals das Wild, bis es dem vor-

stehenden Jäger zu Schuß kommt.



Ein treuer Wächter.

Eine halbe Stunde später muß er vor dem Hasen, den er im Wald aus dem Lager stoßen und verfolgen durfte, bombenfest vorstehen und nach einem Schlumpfschuß Herrn Lampe davonlaufen sehen, ohne ihm folgen zu dürfen! Auf der Wasserjagd muß er stundenlang, halb wattend, halb schwimmend, sich durch das Nohricht, das ihm die Läufe zerichneidet, arbeiten, und abends, ohne ein Glied zu rühren, zu Füßen seines Herrn liegen, der am Waldrand austretendes Wild erwartet.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß ein gut erzogener Hühnerhund alle die Aufgaben, bei denen er vielfach seine innerste Natur verleugnen muß, nicht nur mit Freudigkeit, sondern mit vollem Verständnis des Zwecks erfüllt. Nur eine Eigenschaft ist ihm angeboren: das Vorstehen. Manchmal mit der Nase hoch im Wind, manchmal dicht an der Erde, revidiert er vor dem Jäger hin und her, bis er die Hühner findet. Dann zieht er schnurstracks hinterdrein, bis das Volk im dichten Kartoffeltraut Halt macht. Jetzt fährt er nicht etwa mit einem Satz dazwischen, sondern er nimmt die charakteristische Stellung an, die nicht nur das Auge jedes Jägers entzückt. Sie kann durchaus nicht als Sprungbereitschaft bezeichnet werden, wie sie z. B. manche Raubtiere, die ihre Beute beschleichen, annehmen, denn der Vorstehhund hebt einen Vorderlauf und streckt den Körper, anstatt ihn zusammenzuziehen. Es ist eben etwas so Eigenartiges, wie man es bei keinem andern Tier, ja selbst nicht bei einer andern Hunderrasse findet.

Jedenfalls bietet dies Vorstehen, das dem Jäger Zeit läßt, auf Schuhweite heranzukommen, die einzige Möglichkeit, auf das Volk Hühner, das dicht vor dem Hund herausfährt, zwei wohlgezielte Schüsse abzugeben. Würde der Hund, ohne auf seinen Herrn zu warten, sofort einspringen, dann würde der „Galgen“ nicht so reich geschmückt sein, wie ihn unsere Abbildung zeigt. Wohl wäre es bequemer, die geschossenen Hühner im Rucksack zu bergen. Aber die Rücksicht auf die Erhaltung des Wildes als Braten verbietet es, denn die Hühner müssen erkalten. Eng zusammengepackt, erhitzen sie



Rebhühner am Galgen.

sich und gehen überraschend schnell in Fäulnis über. Man muß bedenken, daß die letzten Tage des August und die ersten Tage des September, an denen die Hauptmasse der Rebhühner geschossen wird, zu den heißesten des ganzen Jahres zählen. Und überdies: der Jäger verbirgt seine Beute nicht; er trägt sie gern zur Schau . . .

Die beiden Fasanen und der Erpel, die an einem Galgen hängen, sind wohl durch einen Zufall an einem Tag erlegt worden. Wahrscheinlich hat der glückliche Schütze die Fasanen auf der Suchjagd geschossen und ist dabei an einen Wassertümpel auf dem Feld gekommen, der abends von den wilden Enten hin und wieder besucht wird. Da hat Nimrod angezogen und ist dann ohne Aufforderung in das dichte Krautwerk hineingesprungen. Nach einigem Stöbern hat er den Erpel hochgebracht, der es am Morgen veräumt hatte, die sichere Mitte eines großen Landsees aufzusuchen, wo alle Enten auf dem Durchzug tagsüber zu rasten pflegen. Vielleicht ist der abgelegene Tümpel seine Heimat, zu der er in alter Anhänglichkeit zurückgekehrt ist, um dort sich zu dem weiten Flug nach dem Süden zu rüsten.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war der Fasan eine Seltenheit bei uns. Jetzt ist er eingebürgert und zu einem Standwild geworden, das die aufgewendeten Kosten und Mühen reichlich entgilt. Auf wohlgepflegten Jagden werden jetzt alljährlich Hunderte der schmachtigen Vögel erlegt. Dort pflegt man sie im Winter einzufangen, um sie in sicherer Obhut

brüten zu lassen. Aber viele versliegen sich in die Nachbarschaft und siedeln sich an, wo Buschwerk ihnen Unterschluß bietet.

Mag die Niederjagd auch keine so spannenden Momente bieten, wie das Anspringen des balzenden Auerhahns, das Beschleichen des stolzen „Geweihens“, des Kapitalhirsches mit hoher Endenzahl, oder das mühselige Birschen auf die im Hochgebirg hausende Gemse, so erfordert sie doch die Rüstigkeit des Körpers und Geistes, die beim Ertragen von Strapazen, beim Handhaben des Gewehrs den echten, rechten Weidmann ausmacht.

## Max Stirner.

Zum hundertsten Geburtstag. — Von Dr. Anselm Ruest.

Dreimal ging während des neunzehnten Jahrhunderts über das winzige Städtchen Baireuth das blizende Wetterleuchten des Genies. Im Jahre 1804 gründete nach einem unsteten Wanderleben der große Dichter Jean Paul daselbst seine Stätte, und ihm folgten die bewundernden Männer- und sehnsüchtigen Frauenblicke fast des halben Deutschland; und wiederum in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts schuf die Kunst eines andern Unsterblichen der Muse dort einen Tempel, der bis zur heutigen Stunde die Enthusiasten aller Zonen lockt. Stillter, als es dem Leben eines Denkers geziemt, hat zwischen beiden Ereignissen die Jugend Stirners in Baireuth ihre Richtung empfangen; aber wie wohl wenig genannt und nur der kleineren Schar von Verehrern vertraut, so dürfte doch seine geheime, unter den Tagesströmungen liegende Wirkung von nicht geringerer Bedeutung gewesen sein.

Dem Max Stirner (geboren 25. Oktober 1806 in Baireuth, gestorben 26. Juni 1856 in Berlin), dessen eigentlicher Name Kaspar Schmidt war, kann in vieler Hinsicht das unbestechliche Gewissen des neunzehnten Jahrhunderts genannt werden. Aus einer Zeit, in der das Wesen des einzelnen Menschen noch voll gewürdigt wurde, in eine Zeit voll des Massentumults, voll maschinenmäßiger Bestrebungen hineinragend, hat er das Programm des Individualismus hochgehalten, hat nicht dulden wollen, daß der einzelne seine unersehbare Bestimmung nur als unwürdiges

Stückchen im großen Nadergetriebe der Welt empfinden solle. Nimmt man diese seine Lebensarbeit, so verbinden ihn eigentlich unzählige Fäden gerade auch mit dem Werk seiner beiden großen Landsleute. Jean Paul war recht eigentlich der Vater der deutschen Romantik, und was war diese anders als eine Thronerhebung der freien Persönlichkeit, eine Souveränitätserklärung des eigenen Ich? Nicht bloß des großen, überragenden Menschen, nein, jedes Menschen mit eigenem Willen, selbst eigenen Launen und Kapricen — nur nicht des Menschen, dessen ganzes Tun und Denken bloße Schablone zeigt, dessen Charakter nur aus Grundsätzen, statt ewiger selbstschöpferischer Entwicklung quillt. Die Romantik nahm für sich das „Recht einer reizenden Verwirrung“ in Anspruch; damit hat erst sie eigentlich vollbewußt die Dichtung aus jener Theaterbeleuchtung entrückt, in der Marionetten und geschminkte Puppen für wirkliche Menschen gehalten werden und diese selbst wie durch ein einfaches Nechensexempel in Gut und Böse, in Tugendhelden und Lasterhelden zerfielen. Jetzt erst sah man, was freilich das Genie zu allen Zeiten erkannt hatte, daß auch im Leben nichts so schnurgrade seine Straße wandelt, daß es ein liebevolles Vertiefen noch in die feinen Absonderlichkeiten jeder Individualität gibt und daß den Gegensätzen, die oft unermittelt in einer einzigen Seele nebeneinander wohnen, das Ohr des Lauschers entsprechen müsse. — Und Richard Wagner? Auch er war ein Heroldrufer und Bannerträger der freien

Persönlichkeit, ein einzelner im Leben und ein einzelner in der Kunst. Auch er konnte nur den unbotmäßigen, willensstarken Menschen brauchen, Menschen, die sich selbst ihr eigenes Gesetz gaben, nicht schwächlich nur von der Tradition sich leiten ließen. Und darum schuf er so souveräne und widerjegliche Charaktere wie seinen Siegmund, Helden, die selbst den Göttern Valhallas zu trotzen wagen und einzig um ihrer Liebe willen irdisches wie himmlisches Recht mißachten; bis dann der Parzival endlich die tiefere Idee auch des Mitleids ihm erschließen sollte. . . .

Jean Paul und Richard Wagner waren Künstler, Dichter; die Menschen lachten und weinten über ihre Werke, sie fühlten sich entzückt oder gedemütigt — aber das schöne Vorrecht, das Phantasie nun einmal vor der rauhen Wirklichkeit zu haben scheint, ließ die tiefen Abgründe, an die wir auch hier schon streifen, kaum erblicken. Max Stirner indessen war Philosoph, Denker; und der Philosoph allein hat es mit der Wahrheit, der nackten, unverhüllten, zu tun. Und was beinahe noch schlimmer war: dieser Denker war ein Zu-Ende-Denker, einer von jenen, welche die gerade Linie der Konsequenz nicht scheuen und, wenn sie auch die alltäglichsten und durch Gewohnheit lieb gewordenen Gefühle durchschneiden sollte, doch von ihrer Verfolgung und Weiterführung nicht abziehen zu dürfen glauben. Und so ist er, wie nun das allgemeine Urteil und nicht selten Verdammungsurteil lautet, zum ärgsten Skeptiker und Nihilisten selbst geworden; nichts soll er uns unangefastet gelassen haben, Recht, Staat und Eigentum soll er angegriffen — ja, den Zauber der uneigennütigen Liebe und Barmherzigkeit verdächtigt haben. Die so sprechen und mit einzelnen Sätzen und Sätzchen belegen wollen, was innerhalb einer großen und komplizierten Geistesgeschichte eine ganz andere Beleuchtung gewinnt, verstehen es nicht, einen Strom bis zur Quelle zu verfolgen. Ich will versuchen, durch einen Blick in die Seele dieses Denkers ihn richtig erkennen zu lassen.

Die Geschichte des Denkens kennt den Zweifel in den aller- verschiedensten Formen. Fridole Sceptiker gab es, die aus den Trümmern unerfüllter Lebensziele das gescheiterte Braut enttäuschten Gemüthes zogen und ihren selbstverschuldeten Ekel am Leben für lehtes Wissen und letzte Weisheit ausgaben. Aber es gab andern Zweifel. Der alte Kirchenvater Augustinus, bevor er zu einer höheren und geläuterten Gotteserkenntnis sich aufschwang, hat „an allem gezweifelt“; der Vater der gesamten modernen Philosophie, Descartes, nannte seinen vorübergehenden „Zweifel an jeder und jeglicher Erkenntnis“ geradezu die Brücke zu seiner Weltanschauung. Der größte Vorläufer Kants, David Hume, zweifelte nur an einer letzten und abschließenden Erkenntnis, aber das positive Erfahrungswissen läme dadurch gerade zu größerem Recht. Nicht anders als aus einem heißen idealistischen Erkenntnisdrang ist auch nur die Skepsis Max Stirners zu verstehen; wir haben rührende Dokumente dafür. Das einzige größere Werk, das er geschrieben, „Der Einzige und sein Eigentum“, beginnt mit einer Schilderung der Lebensalter; wie erhaben wird da das Jünglingsalter geschildert, und wir haben Beweise, daß er — sein eigenes charakterisiert: „Den reinen Gedanken zutage zu fördern, oder ihm anzuhängen, das ist Jugendluft, und alle Lichtgehaltnisse der Gedankenwelt, wie Wahrheit, Freiheit, Menschentum, der Mensch usw. erleuchten und begeistern die jugendliche Seele.“ „In der Geisterzeit (Jünglingszeit) wuchsen mir die Gedanken über den Kopf. . . ; wie Fieberphantasien umschwebten und erschütterten sie mich, eine schauervolle Macht. . .“ Und als er dann endlich zu der Mission kommt, die er als „Ramm“ vollführen zu müssen glaubt, da verdrät er den schmerzlichen Kampf und die schmerzliche Überwindung, die vorhergegangen, selbst in den naturalistischen Schnupfstaublauten: „Ein Auck tut mir die Dienste des sorglichstn Denkens, ein Aucken der Glieder schüttelt die Qual der Gedanken ab, ein Aufspringen schleudert den Auck der religiösen Welt von der Brust, ein aufjauchzendes Aucke wirft jahrelange Lasten ab. Aber die ungeheure Bedeutung des gedankenlosen Auckens konnte in der langen Nacht des Denkens und Glaubens nicht erkannt werden.“

„Die lange Nacht des Denkens und Glaubens“: was war denn geschehen? Es war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, da hatte Stirner noch zu den Füßen Hegels, des Gedanken titanen, gesessen. Aber das Zeitalter nach Hegel war ganz allgemein des philosophischen Spekulierens müde geworden, es sehnte sich wieder nach dem derb Greifbaren, und so näherte man sich der materialistischen Denkart. Und noch eins schien leider mit jenen höheren idealistischen Systemen Hand in Hand gegangen zu sein: die Reaktion unter Minister Altensteins Regime. Zu sehr hatte sich Hegel in seiner letzten Zeit dazu hergegeben, staatlische Ordnungen, mochten sie — wie damals ja oft

— individueller Freiheitsberaubung auch noch so ähnlich sehen, durch begriffliche Begründung zu sanktionieren. Das alles rief nach seinem Tod (1830) denn bald die Erschütterer seines in sich bewundernswerten Systems ans Wert; und einer der letzten war eben nun Max Stirner, zugleich der freieste und unerschrockenste allerdings. Vorher hatte David Strauß „Leben Jesu“ eine freiere Auffassung des Gottesglaubens durch die stärkere Vermenschlichung Christi vorbereitet; alsdann war Ludwig Feuerbach aufgetreten und hatte gelehrt, daß wir überhaupt nichts anderes vermöchten, als einem Idealbild des vollkommensten Menschen unsere Verehrung darzubringen. Ihn aber widerlegte gerade Stirner: in seinem oben genannten Buch zeigt er, daß, wenn einmal die Strauß so weit gegangen sei, der Einzelne überhaupt vor keinen Richterstuhl der Tradition gezogen werden dürfe und jeder Mensch nur auf die Entfaltung seines innersten Kerns, der eigenen individuellen Anlagen zu stellen sei. Und so ward Stirner der größte Individualist des Jahrhunderts.

„Der Einzige und sein Eigentum“: im Titel liegt der Gedanke des Werkes; was hat er zu bedeuten? Schon jetzt zeigt sich, wie leicht bei oberflächlichem Lesen Stirner Mißverständnissen ausgesetzt ist, schon durch seinen sprachlichen Ausdruck. Diesen jedoch hat er absichtlich ein wenig verschleiert, denn er schrieb vier Jahre vor dem Ausbruch der Revolution, in einer Zeit, wo die Zensur in höchster Blüte stand. Der „Einzige“ scheint also auf einen Besonderen, einen Erlesenen hinzudeuten, und weil nun Stirner das Wörtchen Ich immer groß schreibt, so lag der Vorwurf um so näher, er habe für sich alles Recht in Anspruch nehmen und in maßlosem Dünkel seine Freiheit und Unabhängigkeit von jedem Gesetz und jeder Schranke erklären wollen. Sobald man aber näher schaut, sieht man, daß Stirner mit dem Prädikat „einzig“ jede bemußt handelnde und bewußt denkende Person bezeichnet und damit sogar jede glücklich den Ausgangspunkt wählt, um jede Person an ihre nur ihr zukommende „einzige“ Bestimmung im Universum zu erinnern. Denn jeder Mensch ist von Natur etwas anderes, schon seine physiologische Befestheit ist immer eine andere, und so kann es keine allgemeinen Begriffe, kein allgemeines Maß geben, an dem der einzelne zu messen ist. Statt dessen scheint den Menschen nichts so im Blut zu liegen wie ihre Dienstbarkeit; immer müssen sie sich vor etwas demütigen, vor dem Götzen eines Ideals niederknien, immer ihr Ich in einen höheren und einen niederen Teil zerlegen und auf diese Weise uneins mit sich selber werden! Mag dies Ideal, dieser Gott auch mit den höchsten Namen belegt werden, wie „Wahrheit“, „Glauben“ usw. — zu leicht läßt sich der einzelne doch von so allgemeinen Begriffen hinreißen, hypnotisieren, und indem er vergißt, daß nur aus ihm selber jede Aufgabe kommen kann, wird gerade im Dienst solcher festgestempelten Heiligthümer der Mensch am ehesten zum Fanatiker. Dieses Hingerissenwerden aber, diese Hingebung an ein Fremdes gleiche im Prinzip durchaus der sinnlichen Leidenschaft; wie der Mensch unter der Herrschaft von Begierden sein wahres Ich wegwirft und preisgibt, so gibt er es auch unter der Herrschaft von gewissen Idealen preis, weil er sich im Grunde vor ihnen nur demütigt, sie anbetet! Erinn're sich doch statt dessen jeder seines wirklichen Ich, nämlich seines wirklichen — „Eigentums“! Eigentum nennt Stirner alles dasjenige, was im Vermögen, in der Kraft eines jeden steht; starren, toten Besitz dagegen will er nicht anerkennen. Unser ewig schöpferisches Ich ist jederzeit auch unser höchstes Eigentum; aber was glaubt der Mensch grade mehr verbergen, verleugnen, verschlecken zu müssen, als seine natürlichen, sichbefriedigenden Instinkte? Mit schonungsloser Feder deckt nun Stirner auf, wieviel Unwahrheit und Lüge doch im Grunde in allen unseren sogenannten Selbstverleugnungen schlummere, und wieviel besser das Ich am Ende daran täte, einerseits seine angeborene Ichheit, seinen Egoismus, d. i. aber nur seine „Eigenheit“ offen zu bekennen, andererseits sie aus ihrem schlechten Auf endgültig zu erlösen, denn auch von Natur existiere die Liebe zum Nächsten, sei der Mensch auf den Menschen angewiesen!

Der Denker dieser Gedanken war äußerlich ein stiller, schlichter Mensch, dessen fast immer sich gleichbleibende Oberfläche nichts von dem verriet, was in der Tiefe gährte. Nur ein einziges Mal im Leben ist er ein wenig sichtbar an die Öffentlichkeit getreten, als er nämlich dem Kreis der „Freien“ in Berlin sich anschloß, der in vormärzlichen Tagen eine gewisse Rolle spielte. In dieser Zeit erschien auch sein Buch, um einen Augenblick höchste Sensation zu erregen, während der Stürme von Achtundvierzig aber vergessen zu werden. Und Stirner selbst tauchte absichtlich unter; über sein Leben ist so viel Dunkel gebreitet, wie über das seine. Aber er mochte ahnen, daß der Zukunft erst seine Gedanken gehörten; in den neunziger Jahren ist ihm der pietätvollste Biograph erschienen, der Dichter John Henry Mackay. Und seitdem gehört Stirner zu den Unvergessenen! —

## Doktor Thales.

(2. Fortsetzung.)

Novelle von A. Noël.

Bruno Bodenbauer lief in atemloser Erregung den Weg, den er mit Elisabeth gekommen war, zurück bis zur Ringstraße und dann diese hinauf, denn sein und seines Vaters Heim lag in der Babenberger Straße.

Nicht das etwas barocke Benehmen des behäbigen Doktors hatte diesen Sturm in ihm aufgewühlt; seine eigenen Empfindungen waren es, die ihn vorwärts trieben, unaufhaltbar.

Was war ihm heute abend geschehen?

In der größten Hast eilte er die Treppen bis zu der im dritten Stock gelegenen Wohnung empor, denn dort oben wartete jemand, dem er sich mitteilen konnte, bei dessen Erblicken seine innere Unruhe sich legen würde. Eilig trat er in das Vorzimmer, das eine halbabgedrehte Gasflamme schwach erhellte. Bei dem Geräusch, das er machte, erschien in der Nebentür eine hagere ältere Frau, der die Kleider am Leibe schlotterten.

„Guten Abend, Frau Braun“, grüßte Bruno flüchtig und hatte schon die Hand auf dem Drücker seiner Zimmertür.

„Guten Abend . . . Der Herr Bruno wer'n nicht wenig Angst gehabt haben wegen dem kleinen jungen Herrn“, begann die Frau eifrig. „Erst heut mittag, wie der Herr Doktor nicht z' Haus waren, hat mir der alte Herr erzählt, was g'schehen is . . . So a Mallör! So a liabs Kindl und so was!“

Bruno winkte ihr nur mit der Hand ab und verschwand in seinem Zimmer, zu ihrer Enttäuschung, denn sie hätte sich noch gern über den Fall ausgesprochen, und der alte Herr war auch gleich nach dem Nachhausekommen schlafen gegangen.

Bruno machte in seinem Zimmer Licht, hing Rock und Hut an einen Haken neben der Tür und begab sich sofort in sein nach vorn gelegenes Studierzimmer.

Auch hier zündete er das Gas an, aber nicht die große Hängelampe in der Mitte, sondern bloß den Wandarm zur Seite des Schreibtisches, der an der Fensterwand stand.

Aber dem Schreibtisch hing ein großes Bild in einem schlichten Holzrahmen, mit einem grünen Vorhang verhüllt. Ungeduldig zog Bruno an der Schnur. Er wollte sehen, was für ein Gesicht sie heute machte, denn immer, wenn er zu ihr kam, ihr etwas zu erzählen, wußte sie es schon; es leuchtete aus ihren Mienen stilles Mitwissen und Mitfühlen . . .

„Ah!“ Ein befreiender Seufzer entquoll seiner Brust, denn der tiefe Blick, dem seine Augen begegneten, verriet nichts von Verleththeit oder Empfindlichkeit, nein, nur innige Liebe und befriedigter Anteil sprachen daraus zu ihm.

Bruno schob den Armstuhl von seinem Schreibtisch zurück, ließ sich darin nieder, und den Kopf nach hinten in die aufgestützte Hand gelegt, versank er in stumme Zwiesprache mit dem Bild . . . Der Blick dieser — ach nur gemalten Augen glättete, ebnete alles in ihm.

Die das Bild vorstellte, eine junge Frau, in einem einfachen, grauen Seidenkleid, mit weißen Spitzen am Kragen und an den Ärmeln — war seine Mutter. Und obwohl das Bild aus den siebziger Jahren stammte, wies es doch keine jener Abgeschmacktheiten, die der Mode damals eigen waren, auf. In jener Zeit der entsetzlichen Frisuren, wo keine Dame ohne einen Turm falschen Haares oder Einlagen zu sehen gewesen war, hatte sie sich aus ihrem starkwelligen, reichen und ausgiebigen Haar eine Poppkrone aufbauen können, wie die mit reichem Haarschmuck Begabten sie zu allen Zeiten zu tragen pflegen, und so stand sie nun zeitlos da, ewig schön, ewig jung, und aus der Ewigkeit herüber blickte sie ihn an mit jenen Augen, die alles wußten, was ihn betraf, was er fühlte — seine stumme, doch getreue Gefährtin.

Ja, sie wußte auch heute, was ihm widerfahren war, und beruhigend leuchteten ihre dunklen Augensterne in den Aufbruch seines Innern hinein.

Sie war nicht böse. So wenig sie lebend Eifersucht gekannt hatte, so wenig konnte sie ihm gram sein, weil zum erstenmal wieder die Fibern in ihm erbeben, die seit ihrem Tode abgestorben gewesen waren. Sie gönnte ihm ja alles, ersuchte für ihn Trost und Erjaß. Die Augen, die so liebevoll und innig auf ihn herablickten, hatten es ihm unzählige Male gesagt.

„Wie denn? Du möchtest es, Mama?“ fragte er sie innerlich vorwurfsvoll. „Du weißt doch: oft, ehe der Tod raubt, raubt das Leben. Die sich eins glauben, wachsen auseinander. Du hast es selbst erfahren. Gesagt hast du es mir ja nie, aber ich weiß es doch. Diese Fopperei des Lebens, wo hinter der Glückslockung die Enttäuschung, die Ernüchterung des Gewordenen und doch nicht Erfüllten lauert, du kennst sie. Und ist die wahre Erfüllung gekommen, das seltene Glück, dann droht der Verlust, und ehe er wirklich droht, erzittern wir unendlich oft beim bloßen Gedanken an ihn . . .“

Die Augen, in deren Tiefe er sich versenkte, blickten ihn eindringlich mahnend an.

„Die Sorge, die gleich im Herzen nistet und die geheimen Schmerzen weckt, die muß der Mensch tragen können. Die Lebensangst darf uns nicht zu unserm eigenen Feind machen. Wiegt nicht ein Augenblick der Seligkeit tausend leere, öde Stunden dessen auf, der nichts zu fürchten hat, weil sein Herz an nichts hängt? Und wenn das Liebste dir wieder geraubt wird, hast du es nicht bejessen? Bleibt dir nicht die Erinnerung? Möchtest du denn lieber, ich wäre von dir gegangen, ehe ich dir noch etwas gewesen, so daß du jetzt auch das Andenken an mich nicht hättest?“

Seufzend erhob sich Bruno und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Wenn er lange so dasaß, glaubte er fast, das Bild sich bewegen zu sehen, ihre Stimme zu hören. Das kam: er wußte so gut, was sie sagen würde, daß er sich jedes Wort selbst sagen konnte.

Doch auch die Stimme der Mutter, die so vernehmlich aus der Vergangenheit zu ihm herüberlunte, brachte ihm heute weder Frieden, noch Beruhigung.

Locke nicht, Leben, ich folge dir doch nicht, sagte er sich kopfschüttelnd. Ich muß einsam bleiben, denn ich möchte nicht bloß empfangen, sondern auch geben, und ein krankes, ewig beschattetes Gemüt kann kein gesundes Glück spenden.

\* \* \*

In dem frisch aufgeräumten und gelüfteten Kinderzimmer stand am nächsten Vormittag Bruno an dem Bettchen seines kleinen Neffen, der mit dem Ausdruck sanfter Glückseligkeit auf dem blassen Gesichtchen schlummernd dalag, die Fingerringen der rechten Hand krampfhaft um einen Metallsoldaten geschlossen.

Die stille Seligkeit auf dem Gesicht des Kindes stammte von der Müdigkeit her, die ihm noch von seinem Fall im Kopf und in den Gliedern steckte.

Spielen konnte der Kleine noch nicht, aber wenigstens hatte er seinen Soldaten sicher im Griff. So fest und andauernd hielt er ihn in seinem heißen Händchen, daß die Farbe weich geworden war und ihm die Finger verrohete.

Gilly rannte und brachte warmes Wasser, um sie ihm abzuwaschen, und das Kind ließ dies ruhig geschehen. Doch als er sauber war, wollte er wieder den verschwundenen Soldaten in die Hand nehmen. Da brachte Bruno aus seiner Rocktasche einen höchst drolligen Pierrot zum Vorschein, den er eben in einer Spielwarenhandlung gekauft hatte, und für den neuen Mann ließ der Kleine den alten fahren.

Gillys Bericht lautete günstig. Der Bubi hatte gut geschlafen, und der Herr Doktor, der bereits dagewesen war, hatte ihn sehr gebessert gefunden. Er müsse nur noch im Bett bleiben, und er schien sich auch gar nicht herauszusehen.

Kamilla kam unterdessen mit aufgehelltem Gesicht herein-  
geegelt. „Ja, dem Bubi geht's gut, Gott sei dank! . . . Und  
was Gutes kriegt er heut zu essen. Ein Taubert!“

„Mag nicht Taubert essen!“ murzte der Kleine. „Taubert  
is zu lieb zum Essen.“

„Nein, nein, natürlich! Bubi kriegt Kalbfleisch“, wiegelte  
Cilly ab.

„Das hat er auch von dir!“ schmollte Kamilla, als Bruno  
ihr in das Entreezimmer gefolgt war. „Du würdest ja furcht-  
bar gern Vegetarianer werden, wenn man dazu nur nicht Ge-  
müse essen müßte.“ Sie pflanzte sich vor ihm auf und blickte  
ihm mit neugierigen, neckenden Augen an. „Wie gefällt dir  
eigentlich meine Freundin?“

„Wer?“

„Wer?“ äßte sie. „Lisbeth Gartenberg natürlich.“

„Ganz gut.“ Er wandte sich von ihr ab und machte ein  
paar planlose Schritte im Zimmer herum.

Kamilla war starr vor Entrüstung über die Worte und noch  
mehr über den herablassenden Ton. „Das werde ich dir nie ver-  
gessen, Bruno, daß du das gesagt hast!“ versicherte sie feierlich.  
„Auf die Lisbeth sagt er: Ganz gut . . . Wenn die sonst jemand zu  
Gesicht bekommt . . . Rein weg sind die Leute von ihr, sag' ich dir.“

Er schwieg verstockt.

„Wenn sie nachmittags kommt, werd' ich's ihr sagen.“

„Das kann ich mir denken.“ Doch jetzt lag ein Lächeln  
um seine Lippen. Denn was immer Kamilla ihr auch sagen  
würde, sie mußte ja doch wissen, fühlen . . .

Als er dann fortging, fragte Kamilla in einem so eigen-  
tümlichen Ton: „Du kommst doch am Abend wieder?“ daß  
er sich fest vornahm, nicht zu kommen. —

Dann aber stieg er doch zum zweitenmal die Treppen zur Be-  
hausung seines Bruders empor, denn wenn er nicht nachsah,  
was das Kind machte, konnte er in der Nacht nicht schlafen.

Doben stand Lisbeth Gartenberg schon zum Fortgehen  
fertig mit Kamilla im Entreezimmer. Ein freundliches Leuchten  
ihrer Augen begrüßte ihn, so daß es in ihm aufwallte. Jene  
neue gefürchtete Seligkeit, die erst von gestern stammte, regte  
sich. Doch er ließ sie nicht aufkommen.

Er wollte Lisbeth gar nicht ansehen, indessen fühlte er  
trotzdem, wie lieb und reizend sie aussah, ein Bild, um sich  
tief in die Seele zu senten.

Ernst und verschlossen begrüßte er das Mädchen, worauf  
leise und langsam auch aus ihren Zügen das Licht schwand  
und sie ihm auf seine förmliche Frage nach dem Kind mit  
stiller Gebaltenheit antwortete, sie habe den kleinen Bruno  
schon weit munterer gefunden.

Sie ging nochmals mit ihm hinein zu dem Kind, an  
dessen Bett Fräulein Cilly saß, mit einer kleinen Schere allerlei  
Bildchen aus schwarzem Glanzpapier für ihn ausschneidend,  
nicht immer zur völligen Befriedigung des kleinen Auftrag-  
gebers, der tadelnd sagte, das Kamel sei nicht viel größer  
als die Gans.

„Kritisch wird er auch!“ sagte Kamilla lachend, mit einem  
Blick auf den Schwager.

Kamilla ärgerte sich ja auch sonst manchmal über Bruno,  
aber heute ganz besonders. Er hatte gegen Lisbeth ein  
Benehmen! Ein Benehmen! . . . Kaum, daß er überhaupt  
mit ihr sprach. Na, sie wollte es ihm schon noch eintränken.

„Was riecht denn hier so gut?“ fragte Bruno nach einer  
Weile, als er mit den beiden jungen Damen an der Aus-  
gangstür des Entreezimmers stand, da Lisbeth Gartenberg im  
Begriff war, sich zu entfernen.

„Das da!“ sagte Kamilla, auf ein Beilchensträußchen  
deutend, das Lisbeth in ihrem Plüschjäckchen stecken hatte.  
„Das riecht du also doch gern?“

„Ja, Naturparfüm.“

Lisbeth nahm stumm die Beilchen aus der Jacke und  
reichte sie ihm.

„Ich möchte Sie nicht berauben“, lehnte er ab. „Wer  
weiß, von wem Sie die haben.“

„Von einem Berliner Doktor mit einem großen Budel“,  
erteilte Kamilla lachend Auskunft. „Wie die Lisbeth einmal  
ist, hat er deshalb bei ihr die schönsten Ausichten, und ihr  
Papa wird froh sein, wenn sich der Adonis nach London ver-  
frachtet, wo er noch einen Chirurgen hören, ja so, sehen will.  
Denn die Geschichte ist wirklich schon nicht mehr geheuer.“

Noch immer lachend lief sie plötzlich zum Kind hinein und  
ließ die beiden stehen.

„Wenn es sich so verhält, dann gewiß nicht“, erklärte  
Bruno, indem er dem jungen Mädchen die Blumen zurückgab.

Sie schüttelte leicht den Kopf, wie um zu sagen, „es ist  
nicht so“, und als er einen Schatten auf ihrem Gesicht be-  
merkte, zog er rasch ein paar Beilchen aus dem Sträußchen,  
ehe er es zurückgab, und befestigte sie in seinem Knopfloch,  
nachdem er noch einmal ihren süßen Duft eingeatmet hatte.

„Jetzt gehe ich“, sagte Lisbeth nach einigem Zaudern und  
gab ihm die Hand. Er nahm sie stumm an . . . Was es mit  
diesem Doktor für eine Bewandnis habe, hätte er gern ge-  
fragt, doch er verbot sich's . . . Denn stand es nicht fest,  
daß Lisbeth Gartenberg ihm nichts, nichts werden durfte?

Nun kam Kamilla zurück, und nachdem noch einige Worte  
gemechelt worden waren, ging Lisbeth wirklich. So gab sie  
Bruno nochmals die Hand, und da blickte sie ihn mit einer so  
ausgesprochenen Frage an, daß Bruno sich abwenden mußte.

Von der letzten Tür aus sah sie noch einmal zurück auf  
ihn, der bis ins Vorzimmer mitgegangen war, ihre Blicke  
trafen sich, und so leise der Vorwurf in dem Blick des jungen  
Mädchens auch war, Bruno fühlte ihn tief.

Im letzten Augenblick hielt Kamilla die Freundin noch mit  
irgend einer wichtigen Mitteilung fest, und diese Minute benutzte  
Bruno, um, in das Zimmer zurückgekehrt, Lisbeths Beilchen in  
seiner Brusttasche zu bergen, bei dem Bild, das er dort trug.

Er war gerade damit fertig, als Kamilla zurückkam, munter  
und in gesprächiger Laune; und ohne daß er zu fragen brauchte,  
erfuhr er die Geschichte dieses Berliner Doktors, der nach Wien  
gekommen war, um an der chirurgischen Klinik eine Zeitlang  
Studien zu machen, und der von Raimund Gartenberg an  
seinen Papa empfohlen worden war.

„Er ist es wahrscheinlich nicht gewohnt, daß junge Mäd-  
chen doppelt freundlich mit ihm sind, weil er einen so schönen  
Buchs hat“, meinte Kamilla. „Daß er deshalb um so mehr  
weg ist von der Lisbeth, das läßt sich aber begreifen. Sie  
ist zu lieb mit den Stieffindern des Glücks. . . . Gerade mit  
solchen. . . . Man kann das leicht mißverstehen. Der Doktor  
Gartenberg wird wahrhaftig froh sein, wenn der Berliner nach  
London geht. Er brauchte sich zwar nicht zu fürchten, denn so  
einen dummen Streich, einen aus Mitleid zu heiraten, macht die  
Lisbeth doch nicht.“ Sie verstimmt, denn draußen war die  
Blode gezogen worden. Es war Besuch gekommen, und während  
Pauline die Dame in den Salon führte, eilte Kamilla ins  
Schlafzimmer, um geschwind ihrer Schönheit noch etwas nach-  
zuhelfen. Bruno dagegen begab sich wieder zu dem Kind hinein.

Er war jedoch so von seinen eigenen Gedanken eingenommen,  
daß er sich nicht einmal mit ihm beschäftigte.

Aus Mitleid! Hatte er das verkennen können? Mitleid  
war's, das ihm aus ihren lieben Augen, deren Farbe er noch  
nicht einmal ergründet hatte, entgegenblickte, nicht ein Zug  
jenem gewaltigen gleich, der ihn zu ihr riß . . . Mitleid, wie  
sie es für den verwachsenen Doktor fühlte, regte sich auch für  
ihn, dessen dunkle Gemütsbeschaffenheit ihr wie eine Krankheit  
seiner Seele vorkommen mußte. Damit fiel auch das in sich  
zusammen, was ihn seit gestern quälte.

Kamilla hatte zufällig einmal das Richtige getroffen.

Als die junge Frau in das Kinderzimmer zurückkam, war  
der Schwager verschwunden, und Cilly erzählte ihr, der Herr  
Doktor sei heute recht sonderbar gewesen und habe offenbar  
gar nicht gehört, was man mit ihm spreche.

„Dem Bubi hat er nicht einmal Adieu gesagt. . . . Wenn  
man nicht wüßte, wie gern er ihn hat!“ . . .

„Er ist halt unberechenbar!“ meinte Kamilla leichtm.

Sie hatte aber doch geglaubt, ihn diesmal berechnen zu können, und es bereitete ihr eine Enttäuschung, daß Bruno während der Genesungszeit ihres Vubi nicht nur seltener kam als sonst, sondern auch noch obendrein ausgesucht zu solchen Zeiten, wo er erwarten durfte, niemand sonst bei ihr zu treffen.

Lisbeth aber blieb bald weg, als sie sah, daß ihre Besuche des Kindes halber nicht mehr notwendig waren. Ja, die hatte viel zu tun. Man mußte es ihr glauben, wenn sie es sagte, und von jeher hatte sie vom Besuchemachen an und für sich wenig gehalten.

Bruno hatte geglaubt, der Gefahr zu entinnen, wenn er sich dem Blick dieser Augen nicht mehr aussetzte, aber er ging ihm nach vom Morgen bis zum Abend, im Schlaf und Wachen. Zwischen seine Studien und Arbeiten, zwischen ihn und die Außenwelt drängten sich die kindliche Figur, das liebe Gesicht. Immer erblickte er sie vor sich, wie sie unerwartet eingetreten war, während er ungeduldig und gereizt auf Kamillas Mitteilungen sieberte. Der Augenblick hatte sich ihm so eingebrannt, daß er sich ihn zu jeder Zeit mit der Kraft der Wirklichkeit vor's Auge stellen konnte. Doch er sah sie auch in anderen Momenten. Wie sie ausgesehen hatte, während sie ihm mitteilte, daß Vubi vom Sessel gefallen sei. Dann später am Abendtisch, wie sie Kamilla unterstützt, wie sie mit dem Papa gesprochen, wie sie gelächelt und gelächelt hatte. . . . Er ging wieder durch den Winterabend mit ihr hinüber in den menschenleeren dritten Bezirk, hörte ihre Stimme, sah sie im Flur stehen, an den stämmigen Papa gelehnt. „Nicht nicht!“ schlug es wieder wie ein Hauch an sein Ohr.

Und dann der nächste Tag! Wie herzlich und lieblich sie in ihren Strahlenhüllen ausgesehen hatte, mit den Beilchen an der Brust, selber so süß und wonnig wie die Beilchen. Wie ihr Blick ihm freundlich entgegenkam, sie sich aber gleich auf seinen Ton gestimmt hatte und schen und zurückhaltend geworden war.

Am häufigsten jedoch sah er jenen Abschiedsblick wieder, den sie unwillkürlich von der Tür zurückgeworfen hatte, den Blick, in dem so vieles lag: Besorgnis, freundlicher Zuspruch, Frage, Bedauern, Vorwurf und wohl noch etwas anderes dazu.

Und dieses andere trat bei dem Phantasiebild immer stärker hervor, bis es ihm aus ihren Augen als reinstes, herrlichstes Herzensgefühl entgegenstrahlte.

Doch wenn es so weit war, dann weckte er sich immer selbst aus seinem wachen Traum mit der herben Erklärung, daß alles nur die fortwirkende Arbeit der Einbildung war, die aus einem zarten Keim alles entwickelte, hoch emporstehende Stengel, Blattwerk, Blüte und Frucht.

Die kurzen in ihrer Gegenwart verbrachten Augenblicke breiteten sich beim Wiederdurchleben so aus, daß sie die Fülle eines Menschenlebens faßten und seinem Herzen immer neue Nahrung gaben.

Wenn er jetzt vor dem Bild seiner Mutter saß, stellte sich das andere Bild ganz unbefangen daneben, wohl auch dazwischen. Die Augen der Mutter aber blickten ihn täglich vorwurfsvoller an, diese Augen, die sein Leben verfolgten und widerpiegelten. Warum willst du nicht glücklich werden? fragten sie. Es würde mich so glücklich machen.

Allein trotz des Sehns in seinem Innern, das sich durch nichts beschwichtigen ließ, wandte er sich dennoch von dieser Mahnung ab.

Obgleich er die Jahre seit dem Tod der Mutter immer im geistigen Zusammenleben mit ihr verbracht hatte, ihr innerlich alles erzählte, sie immer vor sich erblickte und stundenlange Zwiegespräche mit ihrem Bild pflegte, erschien sie ihm selbstamerweise beinahe niemals im Traum.

Er hatte das nie begreifen können, aber es war und blieb einmal so. Er träumte nicht von ihr. Das heißt, er träumte wohl eigentlich häufig genug von ihr, doch gewöhnlich nur so,

daß er sie dabei nicht zu Gesicht bekam. Zumeist suchte er sie: im Gewühl der Straßen, in menschenwimmelnden Zimmern oder auch auf endlosen Wegen. . . . Manchmal wußte er: sie war da, nur erblickte er sie nicht, der süße Trug einer lebentäuschenden Erscheinung beglückte ihn nie.

Jetzt aber — Wochen und Wochen waren vergangen — erblickte er sie einmal in der Nacht, wie aus dem Bild herabgestiegen, und sie führte ihm Lisbeth Gartenberg zu, im Brautkleid. . . . Der duftige Tüllschleier floß zu beiden Seiten des Hauptes herunter, und sie lächelte ihm so wehmütig selig zu, daß er in die heftigste Bewegung geriet.

„Ich hab sie dir ausgesucht, ich hab sie dir geschickt“, sagte die Mutter, ganz mit ihrer eigenen Stimme, die er so lange schon nicht mehr gehört hatte, nicht einmal im Traum.

Mit klopfendem Herzen erwachte er, eben als er die Hand nach den beiden ausstrecken wollte.

So lebhaft war der Traum gewesen, daß er sich erst auf die Welt befinden mußte und sich nur mit Mühe zurecht fand, bis er endlich begriff, daß er geträumt hatte und im Bett lag, während zur linken Hand von den Fenstern her ein schwacher Schimmer des andrehenden Tageslichts in den dunklen Raum fiel.

Er brauchte eine ganze Weile, um sich zu beruhigen, und zwang sich zu der nüchternen Feststellung, daß Lisbeth ihm im Brautkleid erschienen sei, stamme gewiß daher, weil sie ihm doch erzählt hatte, sie habe ihn bei Kamillas Hochzeit zum erstenmal gesehen.

Oder hatte doch der Mann recht, der alle Träume als Wunsch erfüllungen angesehen haben wollte? Er selbst war eher geneigt, sich auf die Seite der alten Weiber zu schlagen, die aus einer Hochzeit gerade das Gegenteil herausdeuten. Wenigstens fühlte er sich nach diesem Traum verstimmt und bedrückt.

Um sich etwas zu zerstreuen, griff er während des Frühstückes nach der Zeitung, die ihm Frau Braun allmorgendlich auf den Tisch legte. Da fiel sein Blick auf eine Notiz der Lokalchronik, in der der Name Kempen ihn fesselte:

„Vier Personen überfahren. Die bei dem Kaufmann Alois Kempen in der Berggasse bedienstete Bonne Desfrée Jaminot wollte gestern nachmittag mit den Kindern ihres Dienstgebers die Kreuzung der Kollingasse und der Lichtensteinstraße übersehen, als ein Postwagen in voller Fahrt daherrastete. Eines der Kinder, ein Mädchen, stürzte knapp vor dem Wagen zu Boden und geriet unter die Pferde, das Fräulein wollte ihr zu Hilfe eilen und wurde ebenfalls überfahren, und auch die beiden Knaben erlitten bei ihren Verwundungen, das Schwesterchen unter dem Wagen hervorzuziehen, Verletzungen. Nur dem Umstand, daß es dem Kutscher im letzten Augenblick gelang, die Pferde zum Stehen zu bringen, ist es wohl zuzuschreiben, daß größeres Unglück verhütet wurde. Doch sind die Bonne und das kleine Mädchen schwer, die beiden Knaben nicht unbedenklich verletzt. Die herbeigerufene Rettungsgesellschaft verband die Verunglückten und schaffte sie in ihre Wohnung.“

Mit einer höchst unangenehmen Empfindung ließ Bruno das Blatt fallen. Er sah Herrn Kempen vor sich, wie er ihn zuletzt gesehen hatte, selbstzufrieden und glücksicher, ein Anwalt des Lebens. Seine Kinder brauchte man nicht mit tausend Angsten aufzuziehen! . . . Ob er nicht jetzt eines Schlimmeren belehrt war?

Die Anwandlung von Schadenfreude, die er bei diesem Unglück empfand, ärgerte Bruno. Es war die unwillkürliche Genugtuung des Rechtsbehaltens. . . . Im übrigen aber ließ ihn die schauerliche Vorstellung nicht los. Er sah den lebendigen Knäuel unter dem Wagen und den Pferde, die gaffende Menge. . . . Er hörte den Pfiff des Rettungswagens, jenes ebenso wohlthätigen wie unheimlichen Gefährts, und lebte das Entsetzen der Eltern mit.

(Fortsetzung folgt.)

**Enrico Caruso.** (Zu dem untenstehenden Bildnis.) Während der kurzen Gastspiele, die der berühmte Tenorist nacheinander in Wien und Berlin abhielt, schien in beiden Städten die Zeit der großen „Stars“ wieder auferstanden zu sein, die alte Zeit, da das Interesse für die ganz Großen der Bühne jedes andere in den Hintergrund drängte und Bühnenlicht und Bühnenklang stärkere Wirkungen ausübte als aller Ernst des wirklichen Lebens. Es handelt sich auch in der Tat bei Caruso um die ganz außerordentliche Vereinigung glücklicher stimmlicher Begabung mit sorgsam kultivierter Gesangstechnik und einer — bei Sängern so seltenen — ungewöhnlichen schauspielerischen Fähigkeit. — Caruso, von dessen jetzigem Einkommen fabelhaftes berichtet wird, stammt aus einer bescheidenen, kinderreichen Familie Neapels, wo er 1873 geboren wurde. Er sollte Mechaniker werden — aber die Sehnsucht nach der Musik ließ ihn nicht ruhen. In den Knabenschören, die Neapels dämmerige Kirchen mit ihren hellen Stimmchen beleben, war schon der Jahnährige aufgefallen. Die Stimme war nach dem Stimmwechsel noch reicher geworden. So fand er, trotz aller pekuniären Schwierigkeiten, bald Lehrer und Helfer, die seiner Zukunft vertrauten. Mit 21 Jahren sang er zum erstenmal öffentlich in seiner Vaterstadt. Wenige Jahre später nannte man ihn — zumeist in Mailand — neben den klingensten Namen aus der Geschichte der großen Oper.



Enrico Caruso.

**Die Enthüllung des Grabdenkmals in Bierzehnheiligen.** (Zu der untenstehenden Abbildung.) Am Jahrsendtag des nationalen Trauertages von Jena und Auerstedt fand auf den Friedhöfen der Dörfer Bierzehnheiligen und Hasenhausen, an den Stätten also, um die der Kampf am blutigsten gewüthet hatte, die Enthüllung der Denkmäler statt, die — Mahnzzeiten für die Lebenden — zugleich Lünden sollten von der Treue für die tapferen Toten. Die Denkmäler auf beiden Friedhöfen sind einander völlig gleich. Die Idee dazu, sowie die Wahl der Inschriften geht direkt auf den Kaiser zurück; die Ausführung übernahm Professor Muger in Berlin. Ein einfaches Kreuz

aus poliertem schwedischen Granit von rötlicher Färbung erhebt sich — die Gesamthöhe des Denkmals beträgt fünf Meter — über einem Unterbau aus Granitblöden, an dem die erkämpfte Fahne leht. Bronzetafeln zu beiden Seiten zählen die Verluste auf. Eine schwarze Granitplatte an der Vorderseite trägt die Widmungsinchrift. Über die Kreuzesarme zieht sich Körners erinnerndes Wort: „Vergiß die treuen Toten nicht“, während am Fuß des Kreuzes (auf der Rückseite) auf den Wunsch des Kaisers das still ergebene Wort aus Psalm 77, 14. Vers Platz fand: „Gott, Dein Weg ist heilig.“



Max und Therese Gube.  
Relief von M. Gube.

**Max und Therese Gube.** (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Die Doppelbildmedaille unjerer Abbildung ist ein Werk des Künstlers Max Gube, der kürzlich, tief beklagt nicht nur von den Seinigen, sondern auch von den sachverständigen Freunden seiner schönen Kunst, in München an einem schweren Herzleiden verstarb. Die Medaille bringt neben seinem Selbstporträt die ebenso charakteristischen Züge seiner Gattin und bildet ein feines und bezeichnendes Beispiel seines Könnens. Gube wurde 1849 in Ratibor in Schlesien geboren. Aus dem engen, sorgengrauen Elternhaus führte ihn sein Studiengang in die freundlich helle Lehrzeit bei dem Hofgraveur Siebenhaar in Warmbrunn, an den er stets mit herzlicher Dankbarkeit zurückdachte. Der praktisch handwerklichen folgte die theoretische Ausbildung auf den Akademien in Berlin und Wien. Nach kurzem Aufenthalt in Genf ließ er sich dauernd in München nieder, wo sein Atelier allen Interessenten seiner Kunst und ihrer Zweige stets offen war. Zahlreiche Porträtmedaillen des Prinzregenten, der meisten Mitglieder des bayerischen Königshauses, verschiedener



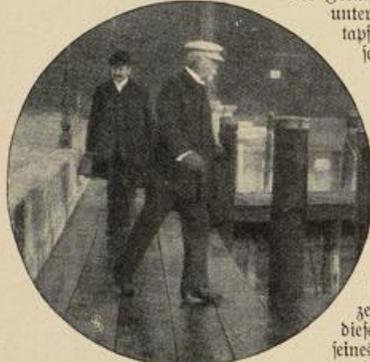
Vorbeimarsch der Truppen.  
Von der Einweihung des Grabdenkmals in Bierzehnheiligen.

© Schmidt & Tsch. Jena, phot.

Kirchenfürsten und berühmter Gelehrten sprechen für die Anerkennung, die er in Münchens Hofkreise ebenso wie in den wissenschaftlichen fand.

**Graf Zeppelins neuer Aufstieg mit seinem lenkbaren Flugschiff.** (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Aus der Kindheit der Welt rannen Sprüche der Weisagung zu uns herüber, daß die letzten Schlachten zwischen den guten und den bösen Geistern der Menschheit hoch oben in den Lüften würden geschlagen werden. Es scheint, daß die Kraftlosigkeit menschlicher Erfinderkraft die Erfüllungsmöglichkeit jener Visionen dem Weltende weit vorweg nehmen wird.

Zimmer näher rückt das gewaltige Ziel der völligen Eroberung des neuen Elements, immer greifbarer wird die Möglichkeit, dereinst den Luftozean ebenso sicher durchqueren zu können, wie unsere stolzen Schiffe jetzt meerüber fahren. Graf Zeppelin ist der völligen Lösung des Problems in seinem Luftschiff Nr. 3 wieder ein mächtiges Stück näher gerückt. Und in die Freude über diesen Sieg der Menschheit mischt sich die persönliche Freude, daß es in diesem Fall einer eigenwilligen, seit begründeten Überzeugung gelungen ist, sich durchzusetzen: sich zu behaupten gegen das Mißtrauen der Feinde und — das schlimmste — die ängstliche Sorge der Freunde.



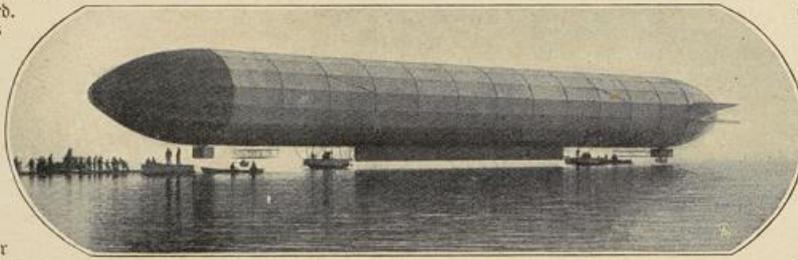
Graf Zeppelin.

Gerüst tuchüberspannter Aluminiumbänder — eine wesentliche Bedingung für den Erfolg bedeute, hat nun glänzend recht behalten. Die neuen Versuche, die Anfang Oktober in Friedrichshafen am Bodensee in Gegenwart des württembergischen Königspaares stattfanden, hatten Ergebnisse, die alle Erwartung übertrafen.

**Kampf zwischen Luftballon und Automobil.** (Zu den nebenstehenden Abbildungen.) Der Berliner Verein für Luftschiffahrt beging die Feier seines fünfundsingzigjährigen Bestehens durch eine Reihe ballonsportlicher Kämpfe. Am ersten Tag der Festlichkeiten veranstaltete er auf dem Übungsplatz des Luftschifferbataillons in Tegel eine Verfolgungsfahrt von vier Ballons durch sechzehn Automobile, die insofern glänzend verlief, als sich die Überlegenheit der Ballons über das Automobil ganz besonders im Kriegsfall ellatant erwies. Es gelang den Automobilen, sich nur eines Ballons zu bemächtigen, und hierbei erwies sich noch der Zufall als der beste Helfer des Automobils. Von den vier aufgestiegenen Ballons wurde nur einer besiegt, und zwar der zuletzt aufgestiegene Ballon „Lerche“; der glückliche Lenker des Automobils, der den Ballon 25 Minuten nach seiner Landung einholte, war Herr de la Croix, der neue Generalsekretär des Kaiserlichen Automobilklubs. Der Ballon „Lerche“, der von Oberleutnant Schoof geführt wurde und als Unparteiischen den Leutnant von Zerboni di Spozetti mit sich führte, wurde bei Wusterhausen a. d. Dosje überrascht, nachdem die Landung glatt

vonstatten gegangen war. Die Füllung des Ballons ging im Kasernelement des Luftschifferbataillons vor sich; die gefüllten Ballons wurden durch Mannschaften des genannten Truppenteils auf den Übungsplatz gebracht, wo ein nach vielen Tausenden zählendes Publikum aus allen Gesellschaftsschichten dem Aufstieg des Ballons und der Abfahrt der Kraftwagen beistand.

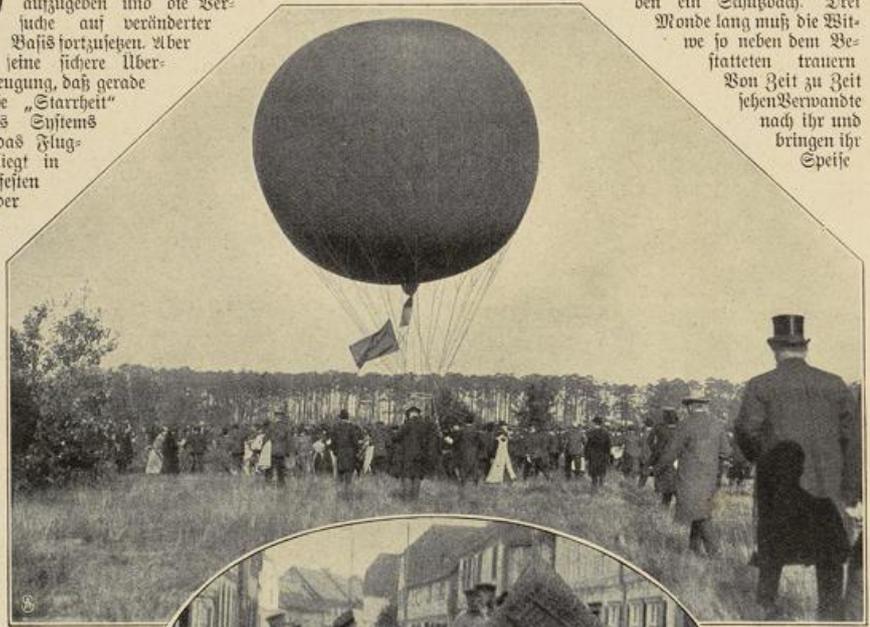
**Seltene Trauerbräuche.** Der bekannte Königsberger Ethnologe Dr. D. Schellong berichtet über merkwürdige Begräbnis- und Trauerbräuche der Papua (Sabim) aus der Gegend des Finjehafens. Am Begräbnistag sitzen die Angehörigen und Dorfgesossen, die Witwe zusammengekauert und den Kopf mit einem Tragnetz dicht verhüllt, in die buntemalte Leiche und ergeben sich in Wehgedreiß und unmelodischen Gesängen. Etwas abseits davon wird die Gruft etwa einen Meter tief angelegt. Bretter mit Schnitzereien, die dem Haupte des Verstorbenen als Zierat gedient haben, werden zu einer Art von Sarg zubehauen: zwei Bretter werden auf den Boden der Gruft gelegt, und auf jede Seite kommt noch je ein solches Brett. Jetzt tragen sechs Männer die in eine Schlafmatte gehüllte Leiche mit dem Kopf voran aus dem Trauerhaus, breiten eine zweite Schlafmatte über die Bretter am Boden der Gruft und betten dahinauf den Leichnam. Auf Händen und Füßen kriechend, naht nun die mit dem Netz verhüllte Witwe der Gruft; eine Freundin hat die Hand auf die Trauernde gelegt und leitet sie so. Die Trauernde wirft sich auf den Leichnam, weint und singt, indes die Männer zwei weitere Bretter behauen. Dann entfernt man die Witwe aus der Gruft, scharrt mit den Händen das Grab zu und stampft und klopft mit Füßen und Händen die Erde fest. Nachdem alles beendet ist, legt sich die mit dem Netz zur Unkenntlichkeit verhüllte Witwe neben der Grabstätte nieder und wird zunächst mit einer Bastmatte zugedeckt. Dann holen Männer Palmenzweige herbei und errichten damit über der am Boden Liegenden ein Schupdach. Drei Monate lang muß die Witwe so neben dem Bestatteten trauern. Von Zeit zu Zeit sehen Verwandte nach ihr und bringen ihr Speise



Das neue Zeppelinsche Luftschiff „Modell 3“.

des Verstorbenen als Zierat gedient haben, werden zu einer Art von Sarg zubehauen: zwei Bretter werden auf den Boden der Gruft gelegt, und auf jede Seite kommt noch je ein solches Brett. Jetzt tragen sechs Männer die in eine Schlafmatte gehüllte Leiche mit dem Kopf voran aus dem Trauerhaus, breiten eine zweite Schlafmatte über die Bretter am Boden der Gruft und betten dahinauf den Leichnam. Auf Händen und Füßen kriechend, naht nun die mit dem Netz verhüllte Witwe der Gruft; eine Freundin hat die Hand auf die Trauernde gelegt und leitet sie so. Die Trauernde wirft sich auf den Leichnam, weint und singt, indes die Männer zwei weitere Bretter behauen. Dann entfernt man die Witwe aus der Gruft, scharrt mit den Händen das Grab zu und stampft und klopft mit Füßen und Händen die Erde fest. Nachdem alles beendet ist, legt sich die mit dem Netz zur Unkenntlichkeit verhüllte Witwe neben der Grabstätte nieder und wird zunächst mit einer Bastmatte zugedeckt. Dann holen Männer Palmenzweige herbei und errichten damit über der am Boden Liegenden ein Schupdach. Drei Monate lang muß die Witwe so neben dem Bestatteten trauern. Von Zeit zu Zeit sehen Verwandte nach ihr und bringen ihr Speise

des Verstorbenen als Zierat gedient haben, werden zu einer Art von Sarg zubehauen: zwei Bretter werden auf den Boden der Gruft gelegt, und auf jede Seite kommt noch je ein solches Brett. Jetzt tragen sechs Männer die in eine Schlafmatte gehüllte Leiche mit dem Kopf voran aus dem Trauerhaus, breiten eine zweite Schlafmatte über die Bretter am Boden der Gruft und betten dahinauf den Leichnam. Auf Händen und Füßen kriechend, naht nun die mit dem Netz verhüllte Witwe der Gruft; eine Freundin hat die Hand auf die Trauernde gelegt und leitet sie so. Die Trauernde wirft sich auf den Leichnam, weint und singt, indes die Männer zwei weitere Bretter behauen. Dann entfernt man die Witwe aus der Gruft, scharrt mit den Händen das Grab zu und stampft und klopft mit Füßen und Händen die Erde fest. Nachdem alles beendet ist, legt sich die mit dem Netz zur Unkenntlichkeit verhüllte Witwe neben der Grabstätte nieder und wird zunächst mit einer Bastmatte zugedeckt. Dann holen Männer Palmenzweige herbei und errichten damit über der am Boden Liegenden ein Schupdach. Drei Monate lang muß die Witwe so neben dem Bestatteten trauern. Von Zeit zu Zeit sehen Verwandte nach ihr und bringen ihr Speise



Kampf zwischen Luftballon und Automobil.

Obere Abbildung: Ballon „Nachtgall“, Führer Hauptmann Neumann, wird zum Aufstiegsplatze gebracht.

Untere Abbildung: Der besiegte Ballon „Lerche“ auf dem Weg zum Bahnhof in Wusterhausen mit den Siegern im Automobil.



**Kastanienernte im Taunus.**

Zeichnung von R. Püttner nach einer Skizze von O. Flecken.

